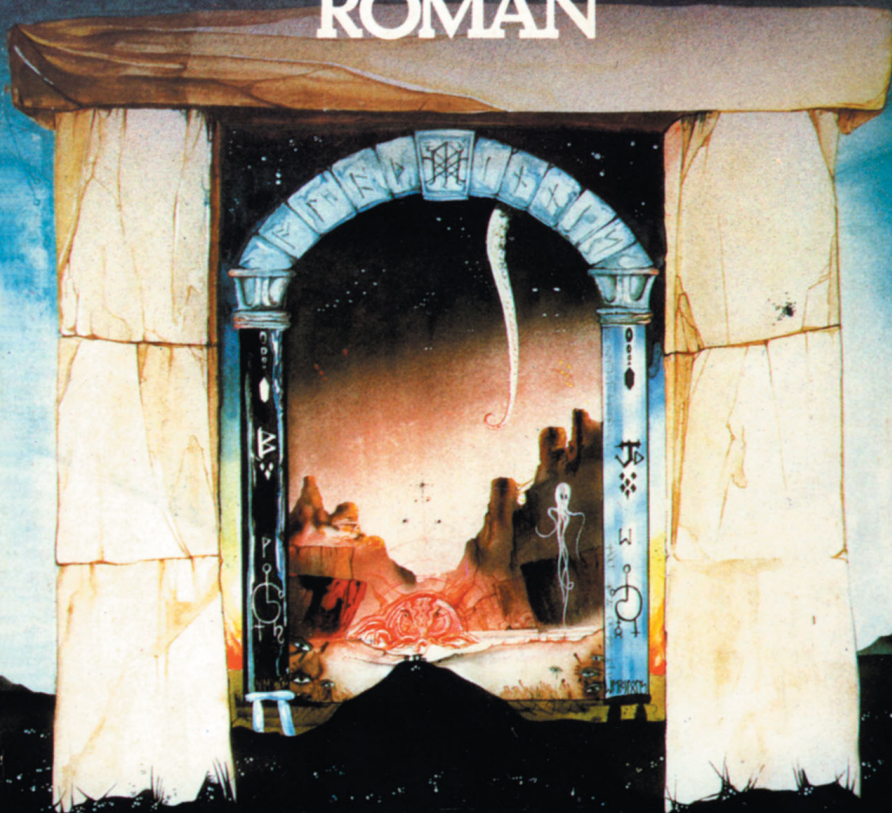


ULLSTEIN SCIENCE FICTION

L. SPRAGUE DE CAMP
**VORGRIFF AUF DIE
VERGANGENHEIT**
ROMAN



Was würden Sie tun, wenn Sie sich plötzlich ins antike Rom versetzt fänden – sagen wir ins Rom des Jahres 535? Man könnte das Schießpulver »erfinden« und die Macht im Reich an sich reißen ... Oder man könnte sich dank besserer Geschichtskenntnisse als Wahrsager betätigen und viel Geld verdienen ... Oder eine Flugmaschine konstruieren und die Leute verblüffen ... Oder die Neue Welt entdecken – tausend Jahre vor Columbus. Man würde sich eine ganze Menge Dinge einfallen lassen können ... nur ganz so einfach würde es wohl doch nicht sein – wie Martin Padway am eigenen Leibe feststellen mußte, als er an einer schwachen Stelle des Raum-Zeit-Gefüges in die Vergangenheit gerissen wurde.

L. SPRAGUE DE CAMP

Vorgriff auf die Vergangenheit

SCIENCE-FICTION
Zeitreise-Roman

Herausgegeben
von Walter Spiegl

ULLSTEIN

Science Fiction
Ullstein Buch Nr. 31046
im Verlag Ullstein GmbH, Frankfurt/M – Berlin – Wien
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
»Lest Darkness Fall«
Übersetzung von Heinz Nagel

Umschlagillustration: ACE
Umschlaggraphik: Ingrid Roehling
Alle Rechte vorbehalten
Copyright© 1949
by L. Sprague de Camp
Übersetzung © 1972 by Verlag
Ullstein GmbH,
Frankfurt/M – Berlin – Wien
Printed in Germany 1983
Druck und Verarbeitung:
Hanseatische Druckanstalt GmbH,
Hamburg
ISBN 3 548 31046 X

Februar 1983

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

De Camp, Lyon Sprague:
Vorgriff auf die Vergangenheit: Science-fiction; Zeitreise-Roman / L. Sprague de Camp Hrsg. von Walter Spiegl. [Übers. von Heinz Nagel]. – Frankfurt/M; Berlin; Wien; Ullstein, 1983.
(Ullstein-Buch; Nr. 31046: Science-fiction)
Einheitssacht.:
Lest darkness fall (dt)

ISBN 3-548-31046-X NE:GT

Tancredi nahm beide Hände vom Steuer und fuchtelte erregt herum.

»... beneide ich Sie wirklich, Dr. Padway. Hier in Rom haben wir zwar noch zu tun, aber nichts Großes, nichts Neues. Alles nur Restaurationsarbeit!«

»Professor Tancredi«, sagte Martin Padway geduldig, »wie ich Ihnen schon einmal sagte, bin ich nicht Doktor. Wenn die Ausgrabungen im Libanon eine Doktorarbeit ergeben sollten, werde ich vielleicht einmal einer.«

Da er ein äußerst vorsichtiger Fahrer war, waren seine Knöchel beinahe weiß, so fest klammerte er sich am Haltegriff des kleinen Fiat fest, und sein rechter Fuß schmerzte schon vom vergeblichen Versuchen, auf eine imaginäre Bremse zu treten.

Tancredi ergriff das Steuer gerade noch rechtzeitig, um einem Lancia auszuweichen.

»Das hat doch hier in Italien nichts zu sagen. Hier ist doch jeder Doktor, ob er nun den Titel hat oder nicht. Und ein so gebildeter junger Mann wie Sie ... wovon habe ich eigentlich gesprochen?«

»Das kommt darauf an.« Padway schloß die Augen, um nicht mit ansehen zu müssen, wie ein Fußgänger gerade noch dem sicheren Tod entging.

»Sie sprachen von etruskischen Inschriften, dann von der Natur der Zeit, und dann von Archäologie.«

»Ja, meine Zeittheorie. Wissen Sie, das Ganze ist natürlich nur so eine Spielerei von mir. Ich sagte, daß all diese Leute, die verschwunden sind, in Wirklichkeit nur den Stamm hinuntergerutscht sind.«

»Den was?«

»Den Stamm. Den Stamm des Baumes der Zeit. Und wenn sie aufhören zu rutschen, befinden sie sich in irgendeiner früheren Zeitepoche. Und sobald sie irgend etwas tun, verändern sie den Ablauf der Geschichte.«

»Das klingt paradox«, meinte Padway.

»Nein. Der Stamm existiert weiter. Aber dort, wo diese Leute zur Ruhe kommen, bildet sich ein neuer Ast. Das muß so sein, sonst würden wir alle verschwinden, weil die Geschichte sich geändert hat und unsere Eltern vielleicht nie zusammengekommen sind.«

»Eine ganz interessante Idee«, meinte Padway.
»Die Vorstellung, daß die Sonne eines Tages zur Nova werden könnte, ist schlimm genug. Aber wenn außerdem noch die Möglichkeit besteht, daß wir einfach verschwinden, weil jemand ins zwölfte Jahrhundert zurückgereist ist und dort ein Durcheinander angerichtet hat ...«

»Nein. Das ist bisher noch nie passiert. Ich meine, wir sind nicht verschwunden, verstehen Sie, Doktor? Wir existieren weiter. Aber gleichzeitig hat eine neue geschichtliche Entwicklung begonnen. Vielleicht gibt es viele solche parallel verlaufende Ge-

schichtslinien. Vielleicht unterscheiden sie sich gar nicht sonderlich von der unseren. Vielleicht kommt der Mann mitten im Meer zum Stillstand. Was passiert dann? Die Fische fressen ihn und alles bleibt beim alten. Oder die Leute dort halten ihn für verrückt und bringen ihn zum Schweigen oder töten ihn vielleicht sogar. Wiederum – kein besonderer Unterschied. Was ist aber, wenn er König wird oder, um in unsere jüngere Geschichte zurückzugreifen – ein *Duce*? Was dann? *Presto*, schon hat eine neue Geschichte begonnen! Die Geschichte ist einfach ein Netz, ein vierdimensionales Netz. Aber sie hat ihre schwachen Punkte. Die Verbindungsstellen – die Brennpunkte könnte man sagen – sind schwach. Und an solchen Stellen passiert es eben, daß Leute zurückrutschen.«

»Was meinen Sie mit Brennpunkten?« fragte Padway. Er wollte den alten Professor nicht beleidigen, hielt aber die ganze Theorie für leicht verrückt.

»Oh, Orte wie Rom, das der Schauplatz so vieler historischer Ereignisse war. Oder Istanbul. Oder Babylon. Erinnern Sie sich an diesen Archäologen Skrzetuski, der 1956 in Babylon verschwunden ist?«

»Ich dachte, arabische Grabräuber hätten ihn umgebracht?«

»Ah. Aber man hat nie eine Leiche gefunden.«

Sie rasten soeben den Corso Vittorio Emanuele hinunter und jagten mit heulenden Reifen in die Via

Cestari. Padway stieg nach einer wortreichen Verabschiedung an der Piazza del Pantheon aus.

Padway sah das Gebäude ein paar Minuten lang an. Er hatte es immer für sehr häßlich gehalten, eine Mischung verschiedener Stilelemente. Diese große korinthische Fassade zum Beispiel und die Backsteinrotunde. Natürlich, diese große Kuppel war eine Meisterleistung der Architektur, wenn man bedachte, um welche Zeit sie entstanden ist. Dann mußte Padway zur Seite springen, um einem Polizisten auf einem Motorrad auszuweichen.

Padway ging zu dem Portikus hinüber, um den sich Männer drängten, die den Nationalsport des Herumlungerns ausübten. Etwas, was ihm an Italien gefiel, war, daß er hier als vergleichsweise groß galt. Der Donner grollte und ein Regentropfen fiel auf seine Hand. Er ging etwas schneller. Selbst wenn sein Trenchcoat wirklich wasserdicht war, wie der Verkäufer behauptet hatte, so wollte er doch nicht, daß sein nagelneuer zehntausend-Lire-Borsalino naß wurde. Er war stolz auf den Hut.

Und dann riß ihn ein Blitz, wie er noch nie einen erlebt hatte, aus seinen Gedanken. Er schlug unmittelbar neben ihm auf die Piazza ein. Der Boden versank unter seinen Füßen wie eine Falltür.

Seine Füße schienen über dem Nichts zu hängen. Der rote Schimmer über seinen Augen ließ ihn sonst nichts erkennen. Immer weiter rollte der Donner.

Es war ein beunruhigendes Gefühl, so mitten in der Luft zu hängen. Er spürte auch keinen Luftstrom um sich, was eigentlich der Fall hätte sein müssen, wenn er in einen Schacht gefallen wäre. Er hatte überhaupt keine Vorstellung, was um ihn herum vorging.

Und dann prallte er mit den Fußsohlen auf. Beinahe wäre er gestürzt. Er stieß gegen etwas und sagte: »Au!«

Langsam begannen seine Augen die Umgebung wahrzunehmen. Er stand in einer Vertiefung, hervorgerufen durch einen fehlenden Pflasterstein.

Der Regen hatte sich inzwischen zu einem Platzregen entwickelt. Er stieg aus dem Loch und rannte unter den Portikus des Pantheons. Es war so finster, daß man eigentlich die Lichter in dem Gebäude hätte anschalten müssen.

Padway sah etwas Eigenartiges: der rote Backstein der Rotunde war mit Marmorplatten bedeckt. Das war wohl eine der Restaurationsarbeiten, über die Tancredi sich beklagt hatte.

Padways Augen schweiften müßig zu einem der Nichtstuer. Dann schüttelte er unwillkürlich den Kopf. Der Mann trug anstatt Jacke und Hose eine schmutzig-weiße, wollene Tunika.

Eigenartig. Aber wenn der Mann diese Art von Verkleidung wünschte, so ging das Padway schließlich nichts an.

Er sah sich weiter um. Alle waren mit Tuniken be-

kleidet. Einige trugen ponchoartige Umhänge darüber.

Ein paar von ihnen starrten Padway an. Als der Regen später nachließ, musterten sie ihn immer noch. Padway hatte plötzlich Angst.

Die Tuniken allein hätten ihn nicht erschreckt. Eine einzige, im Widerspruch zu allem anderen stehende Tatsache, mußte irgendwie eine Erklärung haben. Aber je mehr er sich umsah, desto mehr solcher Tatsachen wurde er sich bewußt.

Anstelle der Asphaltstraße sah er Schieferplatten.

Um die Piazza standen immer noch Gebäude, aber es waren nicht dieselben. Padway fiel auf, daß der Sitz des Senats und das Verkehrsministerium verschwunden waren.

Auch die Geräusche waren anders. Das ständige Hupen der Taxis fehlte. Es gab überhaupt keine Taxis. Statt dessen ächzten langsam zwei Ochsenkarren die Via della Minerva hinunter.

Die Sonne kam heraus. Padway trat ins Freie. Ja, der Portikus trug immer noch die Inschrift Agrippas.

Nach einem vorsichtigen Blick in die Runde, um sich zu überzeugen, daß niemand ihn beobachtete, trat Padway an eine der Säulen und schlug mit der Faust dagegen. Das tat weh.

»Verdammt«, sagte Padway und blickte auf seine schmerzenden Knöchel.

Dann dachte er: ich schlafe doch nicht. Alles das ist viel zu echt und greifbar, um ein Traum zu sein. An der frühen Nachmittagssonne und den Bettlern, die um die Piazza lungerten, war doch nichts Phantastisches!

Aber wenn er nicht träumte, was dann? Er konnte natürlich verrückt sein, aber das war eine Hypothese, auf der man schwer weiter aufbauen konnte.

Da war Tancredis Theorie mit dem Zeitrutsch.

War er zurückgerutscht, oder war ihm etwas zugestoßen? Padway sagte die Zeitreisetheorie nicht zu. Das klang so metaphysisch, und er war ein rein empirisch denkender Mensch.

Dann gäbe es da noch die Möglichkeit zeitweiliger Amnesie. Angenommen dieser Blitz hätte ihn tatsächlich getroffen und seine Erinnerung bis zu diesem Augenblick ausgelöscht; und dann war vielleicht etwas geschehen, das sie wieder in Gang setzte ... Auf diese Weise hätte er eine Gedächtnislücke zwischen dem ersten Blitz und seiner Ankunft in dieser archaischen Kopie des alten Rom.

Eine attraktive Theorie. Aber die Tatsache, daß er genau die gleichen Kleider trug und die gleichen Dinge in den Taschen hatte wie vor dem Blitzeinschlag, machte diese Theorie gleich wieder zunichte.

Er hörte dem Geschwätz der Nichtstuer zu. Padway sprach recht gut Italienisch. Er verstand nicht ganz, was diese Leute redeten. Manchmal fiel ihm

eine vertraut klingende Lautfolge auf, aber nie so viel, daß er ein Wort verstehen konnte. Ihre Sprache klang so wie Plattdeutsch für einen Engländer oder Amerikaner klingt.

Er dachte an Latein. Das machte die Sprache schon verständlicher. Sie sprachen kein klassisches Latein. Aber jedenfalls war die Ähnlichkeit größer, und er konnte einen Teil davon erfassen.

Die Leute sprachen eine spätere Form von Vulgärlatein, die der Sprache Dantes näher war als der Ciceros.

Aber wenn das alles nur in seiner Phantasie vor sich ging, wo befand er sich dann wirklich? Stand er vor dem Pantheon und bildete sich nur ein, daß diese Leute in der Art und Weise der Periode 300 bis 900 n. Chr. gekleidet waren und sprachen? Oder lag er etwa in einem Krankenhausbett, um sich von den Folgen des Blitzschlages zu erholen, und träumte das alles nur?

Ein Bettler hatte schon ein paar Minuten auf ihn eingeredet. Padway war jedoch so in seine Gedanken versunken, daß der Mann sein Vorhaben schließlich aufgab. Jetzt redete ihn ein zweiter Mann an. Er hielt in der linken Hand eine Perlenkette mit einem Kreuz daran. Zwischen dem rechten Daumen und Zeigefinger befand sich der Verschuß der Kette. Jetzt hob der Mann die rechte Hand, bis die ganze Kette daran hing, und ließ sie dann wieder in die linke Hand gleiten.

Diese Geste überzeugte Padway mehr als alles andere, daß er sich noch in Italien befand.

So fragte er auf Italienisch: »Können Sie mir sagen, wo ich einen Polizisten finde?«

Der Mann unterbrach seinen Redefluß, zuckte die Achseln und erwiderte:

»*Non compr'endo.*«

»He!« machte Padway. Der Mann starrte ihn an. Padway übersetzte seine Frage ins Lateinische.

Der Mann überlegte und erklärte dann, er wisse es nicht.

Wenn das das Rom des zwanzigsten Jahrhunderts war, sollte es nicht so schwierig sein, einen Polizisten zu finden. Nachdem diese Schwierigkeit allem Anschein nach aber doch bestand, mußte er, Padway, sich (a) entweder in einer Kinokulisse oder (b) im antiken Rom (die Tancredi-Hypothese) oder (c) einer Ausgeburts seiner eigenen Phantasie befinden.

Er ging weiter. Reden war zu anstrengend.

Er war noch nicht sehr weit gegangen, bis die Entdeckung, daß diese anscheinend antike Stadt sich meilenweit nach allen Richtungen erstreckte, ihm jede Hoffnung auf die Richtigkeit der Hypothese (a) nahm.

Die Aufschriften an den Läden waren im verständlichen klassischen Latein gehalten. Die Schreibweise war wie zu Cäsars Zeiten, was man von der Aussprache nicht behaupten konnte.

Padway lehnte sich an eine Wand und sah dem

Verkehr zu, der aus Ochsenkarren, Sänften und Reitern bestand. Leute gingen auf und ab. Padway lauschte konzentriert auf das, was sie redeten. Wenn er sich sehr anstrengte, brachte er es fertig, lateinisch zu denken. Er brachte zwar die Konjugationen und Deklinationen durcheinander, hatte jedoch keine unüberwindlichen Schwierigkeiten mit dem Wortschatz.

Es blieben ihm also nur zwei Hypothesen übrig: entweder Delirium oder Zeitrutsch. Delirium schien unwahrscheinlich. Er mußte also von der Vermutung ausgehen, daß die Dinge wirklich so waren, wie sie schienen.

Er konnte aber nicht ewig hier stehen bleiben. Er würde Fragen stellen müssen und sich orientieren. Der bloße Gedanke daran jagte ihm kalte Schauer über den Rücken. Er sprach ungern fremde Leute an, aber schließlich überwand er sich.

»Entschuldigen Sie, könnten Sie mir das Datum sagen?«

Der Mann, den er angesprochen hatte, ein freundlich aussehender Bursche mit einem Laib Brot unter dem Arm, blieb stehen und musterte ihn verständnislos:

»*Qui' e' – was ist denn?*«

»Ich sagte, könnten Sie mir das Datum sagen?«

Der Mann runzelte die Stirn. Würde er jetzt ungemütlich werden? Aber sagte bloß:

»*Non compr'endo.*«

Padway versuchte es noch einmal, wobei er diesmal langsam er sprach, aber der Mann wiederholte nur, daß er nichts verstehe.

Jetzt holte Padway sein Notizbuch und einen Bleistift heraus. Er schrieb seine Bitte auf ein Blatt Papier und hielt es dem Mann hin.

Der starrte es an und bewegte dabei die Lippen.

»Oh, Sie wollen das *Datum* wissen?« sagte er.

»Sic. Das Datum.«

Der Mann rasselte einen Satz herunter. Ebensogut hätte er Sanskrit sprechen können. Padway fuchtelte mit den Händen herum.

»*Lento!*«

Der Mann trat einen Schritt zurück und fing noch einmal an:

»Ich sagte, ich hätte verstanden, und ich dachte, es sei der neunte Oktober, aber ich bin nicht sicher, weil ...«

»Was für ein Jahr?«

»Was für ein Jahr?«

»Sic, was für ein Jahr?«

»Zwölfachtundachtzig *anno urbis conditae*.«

Jetzt war Padway an der Reihe, verständnislos zu schauen. »Bitte, was ist das in der christlichen Zeitrechnung?«

»Sie meinen, wie viele Jahre vergangen sind seit der Geburt Christi?«

»*Hoc ille* – richtig.«

»Nun, ich weiß nicht; fünfhundert und noch was.

Fragen Sie am besten einen Priester, Fremder.«

»Das werde ich tun«, sagte Padway. »Vielen Dank.«

»Keine Ursache«, sagte der Mann und ging weiter. Padways Knie zitterten, obwohl der Mann ihm nichts getan, sondern ihm höflich geantwortet hatte. Aber es schien jedenfalls, daß Padway, der ein durch und durch friedfertiger Mann war, sich nicht gerade eine besonders friedliche Periode ausgesucht hatte.

Was sollte er tun? Nun, was würde jeder beliebige vernünftige Mensch unter den vorliegenden Umständen tun? Er mußte einen Platz zum Schlafen finden und sich bemühen, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Die Vorstellung, wie schnell er sich mit der Tancredi-Theorie als Arbeitshypothese abgefunden hatte, erschreckte ihn etwas.

Er schlenderte eine Seitengasse hinauf, um allein zu sein, und begann seine Taschen zu durchsuchen. Das Bündel italienischer Banknoten nützte ihm hier vermutlich etwa genau so viel wie eine zerbrochene Fünf-Cent-Mausefalle. Nein, sogar weniger; eine Mausefalle konnte man vielleicht reparieren. Ein Heft mit American-Express-Reiseschecks, ein römisches Busbillett, ein Führerschein, ausgestellt im Staate Illinois, ein ledernes Schlüsseletui – alles von gleich hohem Wert. Sein Füllfederhalter, sein Drehbleistift und das Feuerzeug würden so lange nützlich sein als Tinte, Minen und Brennstoff vorhielten. Sein Taschenmesser und seine Uhr würden zweifellos gut zu verkaufen sein, aber er woll-

te sie so lange wie möglich behalten. Er zählte die Handvoll Münzen, die er hatte. Es waren insgesamt zwanzig Stück, angefangen mit vier Fünfhundert-Lire-Stücken. Seine Barschaft betrug an Hartgeld dreitausendvierhundertfünfzig Lire, das sind etwa sechs Dollar. Er ging weiter.

Er blieb vor einem Haus stehen, auf dem eine Aufschrift verkündete, daß es S. Dentatus, Goldschmied und Geldwechsler, gehöre. Padway holte tief Luft und trat ein.

S. Dentatus hatte ein Gesicht, das dem eines Froschs ähnelte. Padway griff in die Tasche und holte sein Hartgeld heraus.

»Ich ... ich möchte das gerne in das hiesige Geld umwechseln.« Wie gewöhnlich mußte er den Satz wiederholen, um sich verständlich zu machen.

S. Dentatus musterte die Münzen erstaunt. Es waren italienische, schweizerische und amerikanische Geldstücke. Er kratzte mit einem scharfen Gegenstand daran.

»Woher kommen Sie?« sagte er schließlich.

»Amerika.«

»Nie gehört.«

»Das ist weit von hier.«

»Hmhm. Woraus sind die? Zinn?« Der Geldwechsler deutete auf vier Fünfzig-Lire-Stücke aus Nickel.

»Nickel.«

»Was ist das? Ein neumodisches Metall aus Ihrem Land?«

»*Hoc ille.*«

»Was ist es wert?«

Padway spielte einen Augenblick mit dem Gedanken, diesen Münzen einen phantastisch hohen Wert zuzuschreiben. Während er gerade dafür Mut sammelte, unterbrach S. Dentatus seine Gedanken:

»Hat nichts zu sagen, weil ich das Zeug sowieso nicht anrühre. Dafür wäre kein Markt da. Aber diese anderen Stücke – wollen sehen ...«

Er holte eine Waage heraus und wog zuerst die Bronze- und dann die Silbermünzen ab. Dann schob er auf einem Rechenbrett Kugeln hin und her.

»Zusammen einen Solidus, würde ich sagen. Etwas weniger vielleicht, aber ich gebe Ihnen einen Solidus.«

Padway antwortete nicht gleich. Am Ende würde er nehmen müssen, was man ihm anbot, denn er haßte den Gedanken, feilschen zu müssen und wußte auch nicht, was das Geld hier wert war. Aber um sein Gesicht zu wahren, würde er so tun müssen, als überlegte er das Angebot.

Ein Mann trat neben ihm an die Theke. Er war kräftig gebaut und trug einen auffallenden braunen Schnurrbart und langes, bis auf die Schultern fallendes Haar. Seine Kleidung bestand aus einer Leinenbluse und langen Lederhosen. Er grinste Padway an und erklärte:

»*Ho frijond, habais faurthei. Alai skalljans sind waidedjans.*«

Großer Gott, noch eine Sprache. Padway antwortete:

»Ich ... es tut mir leid, aber ich verstehe nicht.«

Der Mann schob betrübt die Unterlippe vor. Dann sagte er auf Lateinisch:

»Tut mir leid, ich dachte, Sie kämen vom Chersonnes. Ihrer Kleidung nach, meine ich. Ich konnte einfach nicht zusehen, wie ein Gote beschwindelt wird, haha!«

Das Gelächter des Goten ließ Padway unwillkürlich zusammenzucken, und er hoffte, daß niemand es bemerkt hatte.

»Das ist sehr freundlich. Was ist das Zeug wert?«

»Was hat er dir geboten?« Padway sagte es ihm. »Nun«, meinte der Mann, »selbst ich sehe, daß man dir das Fell über die Ohren ziehen will. Gib ihm einen anständigen Preis, Sextus, oder du kriegst es mit mir zu tun!«

S. Dentatus seufzte resigniert.

»Also meinetwegen, einen Solidus und einen halben. Wie soll ich denn leben, wenn ihr Leute euch die ganze Zeit in mein Geschäft mischt?«

»Das sind also nach Tageskurs ein Solidus und einunddreißig Sesterzen.«

»Was soll das heißen, Tageskurs?« fragte Padway.

Der Gote antwortete: »Die Gold/Silberrate. Der Goldwert ist in den letzten Monaten gesunken.«

»Dann nehme ich am besten alles in Silber«, sagte Padway.

Während Dentatus mürrisch dreiundneunzig Sesterzen aufzählte, sagte der Gote:

»Woher kommst du? Irgendwo aus den Hunnenländern?«

»Nein«, meinte Padway und schüttelte den Kopf, »von einem viel fernerem Ort. Amerika. Du hast noch nie davon gehört, oder?«

»Nein. Nun, das ist aber interessant. Freut mich, daß ich dich getroffen habe, junger Mann. Davon kann ich meiner Frau erzählen. Die glaubt sowieso, daß ich immer ins nächste Wirtshaus renne, wenn ich in die Stadt komme, hahaha!« Er suchte in seiner Handtasche herum und warf S. Dentatus einen Goldring und einen ungeschliffenen Stein zu. »Sextus, das Ding ist wieder aus der Fassung gerutscht. Du kannst es mir doch richten, nicht wahr? Und daß du mir ja nicht den Stein austauschst!«

Als sie den Laden verließen meinte der Gote, halblaut zu Padway gewandt:

»Der eigentliche Grund warum ich in die Stadt gekommen bin ist, daß jemand mein Haus mit einem Fluch belegt hat.«

»Ein Fluch? Was für ein Fluch denn?«

Der Gote nickte würdig: »Ein Kurzatmigkeitsfluch. Wenn ich zu Hause bin kann ich nicht atmen. Ich laufe dann so herum ...« er keuchte asthmatisch. »Aber kaum bin ich von Zuhause weg, klappt es wieder. Und ich glaube auch zu wissen, wer es gemacht hat.«

»Wer denn?«

»Ich habe letztes Jahr ein paar Hypotheken gekündigt. Ich kann den Leuten natürlich nichts beweisen, *aber ...*« er blinzelte Padway zu.

»Sag' mal«, meinte Padway, »hältst du Tiere in deinem Haus?«

»Ein paar Hunde. Vieh natürlich auch, aber das kommt nicht ins Haus. Bloß gestern ist ein Ferkel hereingekommen und ist mit einem meiner Schuhe davongerannt. Ich mußte das Biest über den ganzen Hof jagen. Muß ein lustiger Anblick gewesen sein, haha!«

»Nun«, meinte Padway, »dann würde ich an deiner Stelle einmal versuchen, die Hunde nicht mehr ins Haus zu lassen und die ganze Wohnung jeden Tag zu fegen. Das könnte dein – äh – Keuchen beenden.«

»He, das ist interessant. Und das könnte mir helfen?«

»Ich weiß es nicht. Manche Leute bekommen durch herumliegende Hundehaare Asthma. Versuch' es mal einige Monate, dann siehst du es ja.«

»Ich glaube immer noch, daß es ein Fluch ist, junger Mann, aber ich werd's mal ausprobieren. Ich hab' schon alles mögliche versucht, angefangen vom Besuch bei zwei griechischen Ärzten bis zu einem Zahn des heiligen Ignatius. Aber nichts hat funktioniert.« Er hielt inne. »Sag' mal, was warst du denn eigentlich in deinem eigenen Land?«

Padway überlegte schnell und erinnerte sich dann der paar Morgen Land, die ihm in Illinois gehörten.

»Ich hatte eine Farm«, sagte er.

»Das ist fein«, rief der Gote mit dröhnender Stimme und schlug Padway mit aller Kraft auf den Rücken. »Ich bin mit allen Menschen gut Freund, aber ich lasse mich nicht gern mit Leuten ein, die zu hoch über oder zu tief unter mir stehen, haha! Mein Name ist Nevitta, Nevitta Gummunds Sohn. Wenn du mal die Via Flaminia entlangkommst, dann komm doch vorbei. Mein Haus liegt etwa acht Meilen nördlich von hier.«

»Vielen Dank. Ich heiße Martin Padway. Wo kann ich wohl ein Zimmer mieten?«

»Das kommt darauf an. Wenn du nicht zuviel Geld ausgeben möchtest, solltest du ein Haus weiter flußabwärts nehmen. Dort gibt's eine Menge Pensionen, hinüber zum Viminalberg. Hör zu, ich hab's nicht besonders eilig. Ich helfe dir beim Suchen.« Er pfiff scharf und rief:

»Herman, *hiri her!*«.

Herman, der ähnlich wie sein Herr und Meister gekleidet war, erhob sich vom Boden und kam mit zwei Pferden die Straße herunter.

Nevitta schritt kräftig aus, während Herman die Pferde hinter ihm herführte. Nach einer Weile fragte er: »Wie, sagtest du gleich, ist dein Name?«

»Martin Padway – Martinus geht aber auch.«

Padway wollte Nevitta nicht überbeanspruchen,

legte andererseits aber Wert auf korrekte Informationen. So überlegte er einen Augenblick und fragte dann:

»Könntest du mir die Namen von ein paar Leuten in Rom geben – Rechtsanwälte, Ärzte und so –, an die ich mich wenden kann, wenn ich sie brauche?«

»Natürlich. Wenn du einen Anwalt suchst, der viel mit Ausländern zu tun hat, so ist Valerius Mummius dein Mann. Sein Büro befindet sich neben der emilianischen Basilika. Als Arzt empfehle ich dir Leo Vekkus. Für einen Griechen ist er ein ganz ordentlicher Bursche.«

Padway schrieb sich die Namen und Adressen in sein Notizbuch.

»Und wie steht es mit einem Bankier?«

»Damit habe ich nicht viel zu tun; ich hasse den Gedanken, Schulden zu haben. Aber wenn du eine Adresse willst, würde ich dir Thomasus, den Syrer, in der Nähe der emilianischen Brücke empfehlen. Halte aber die Augen offen, wenn du mit ihm verhandelst.«

»Warum, ist er nicht ehrlich?«

»Thomasus? Natürlich ist er ehrlich. Du mußt nur auf ihn aufpassen, das ist alles. Hier, das sieht wie ein Ort aus, an dem du bleiben kannst.«

Nevitta pochte an die Tür, worauf ein verschlafen aussehender Mann öffnete.

Ja, er hatte einen Raum zur Verfügung. Er war klein, schlecht beleuchtet und roch. Aber das galt

für ganz Rom. Der Mann wollte sieben Sesterzen pro Tag.

»Biete ihm die Hälfte«, flüsterte Nevitta Padway zu. Nach einigem Handeln einigte man sich auf fünf Sesterzen pro Tag, und Nevitta verabschiedete sich von Padway mit der Aufforderung, ihn einmal zu besuchen.

*

Als Padway erwachte, hatte er einen scheußlichen Geschmack im Mund. Ihm war, als hätte er einen ganzen Schwarm Heuschrecken gegessen. Vielleicht hatte er tatsächlich etwas Ähnliches gegessen, denn das dicke, ölige Zeug, das er als Abendessen hinuntergewürgt hatte, war ihm völlig unbekannt gewesen. Der Wirt mußte sich gewundert haben, weshalb Padway so auf dem Tisch herumgesucht hatte – er hatte nämlich, ohne nachzudenken, nach einem Messer und einer Gabel gesucht, die natürlich nicht vorhanden waren.

Er versuchte, sich mit Olivenöl und einem Rasiermesser des sechsten Jahrhunderts zu rasieren. Die Prozedur war so schmerzhaft, daß er sich die Frage stellte, ob es nicht besser war, der Natur ihren Lauf zu lassen.

Er steckte in einer scheußlichen Klemme, das wußte er. Sein Geld würde vielleicht eine Woche reichen – wenn er sparsam war, vielleicht etwas länger.

Wenn ein Mann wußte, daß das Geschick ihn in die Vergangenheit verschlagen würde, konnte er sich darauf entsprechend vorbereiten, und mit vielen nützlichen Dingen ausrüsten: einem Lexikon; Schriften über Metallurgie, Mathematik und Medizin; einem Rechenschieber usw. Und natürlich mit einem Revolver und ausreichend Munition.

Aber Padway besaß keinen Revolver und kein Lexikon. Er besaß nichts, außer den Dingen, die ein Durchschnittsbürger des zwanzigsten Jahrhunderts eben in der Tasche trägt. Oh, vielleicht ein wenig mehr, weil er sich im Ausland befand: so nützliche Dinge wie Traveller-Schecks, eine hoffnungslos veraltete – er mußte wohl sagen verjüngte – Landkarte und seinen Paß.

Und seinen wachen Verstand. Den würde er am meisten brauchen!

Das Problem war, einen Weg zu finden, sein Wissen aus dem zwanzigsten Jahrhundert so einzusetzen, daß es ihm den meisten Nutzen und die wenigsten Schwierigkeiten brachte. Er konnte zum Beispiel nicht einfach hergehen und ein Auto bauen. Es würde ein paar Lebensalter dauern, die notwendigen Materialien zu sammeln und einige Generationen mehr, um den Umgang mit ihnen zu lernen und sie in die richtige Form zu bringen. Ganz abgesehen von der Frage des Treibstoffs.

Draußen war es ziemlich warm, und er überlegte, ob er nicht Hut und Weste im Zimmer lassen sollte. Aber das Türschloß war äußerst primitiv und hatte einen Bronzeschlüssel, der so groß war wie die Art von Schlüsseln, die normalerweise von Bürgermeistern irgendwelchen Würdenträgern, die zu Besuch kommen, überreicht werden. Padway war überzeugt, daß er es bloß mit einem ganz gewöhnlichen Taschenmesser aufbekommen würde. Also nahm

er seine Kleider mit. Er ging in das gleiche Restaurant zum Frühstück. Über der Theke des Lokals hing ein Schild mit der Aufschrift: »Religiöse Streitgespräche nicht gestattet.« Padway fragte den Besitzer des Lokals wie er wohl zu Thomasus, dem Syrer, kommen könnte.

Thomasus hauste in einem schäbigen zweistöckigen Gebäude. Der Neger an der Tür – wahrscheinlich ein Sklave – führte Padway in eine finstere Höhle, die wohl als Wohnzimmer bezeichnet wurde. Kurz darauf erschien der Bankier. Thomasus war ein korpulenter, kahlköpfiger Mann, dessen linkes Auge beständig zuckte. Er hüllte sich in seinen schäbigen Kaftan, setzte sich und sagte: »Nun, junger Mann?«

»Ich ...« Padway schluckte und fing noch einmal an. »... ich möchte einen Kredit aufnehmen.«

»Wieviel?«

»Das weiß ich noch nicht. Ich möchte ein Geschäft anfangen, und ich muß zuerst sehen, wie die Preise stehen.«

»Du willst ein neues Geschäft anfangen? In Rom? Hm – m – m.« Thomasus rieb sich die Hände. »Was für Sicherheiten kannst du bieten?«

»Gar keine.«

»Was?«

»Ich sagte, gar keine. Das mußt du eben riskieren.«

»Aber ... aber, mein lieber Mann, kennst du denn niemand in der Stadt?«

»Ich kenne einen gotischen Bauern namens Nevitta, Gummunds Sohn. Er hat mich zu dir geschickt.«

»O ja, Nevitta. Ich kenne ihn flüchtig. Würde er für dich bürgen?«

Padway überlegte. Nevitta war zwar sehr freundlich zu ihm gewesen, schien ihm aber ein Typ von Mensch, der in Gelddingen äußerst exakt war. »Nein«, gab er zu. »Ich glaube nicht.«

Thomasus verdrehte die Augen. »Herrgott im Himmel, hörst du das? Kommt her, ein Barbar, der kaum Latein spricht und gibt zu, daß er keine Sicherheiten und keine Bürgen hat, und erwartet trotzdem von mir, daß ich ihm Geld leihe! Hast du derlei je gehört?«

»Ich glaube, ich kann dich dazu bringen, deine Meinung zu ändern«, sagte Padway.

Thomasus schüttelte den Kopf und gab glucksende Geräusche von sich.

»Ich muß sagen, du hast viel Selbstvertrauen, junger Mann. Das gebe ich zu. Wie nennst du dich doch?« Padway sagte ihm, was er Nevitta gesagt hatte.

»Also gut, was hast du für einen Plan?«

»Wie du bestimmt annimmst«, begann Padway, in der Hoffnung, die richtige Mischung aus Würde und Freundlichkeit zu zeigen, »bin ich ein Fremder. Ich bin gerade aus einem Land, das sich Amerika nennt, angekommen. Das ist weit von hier, und dort herr-

schen natürlich andere Sitten und Gebräuche als hier in Rom. Wenn du mich jetzt in der Herstellung einiger Dinge unterstützen könntest, die hier in Rom nicht bekannt sind ...«

»Ai!« kreischte Thomasus und rang die Hände. »Hörst du das, Gott? Er will nicht, daß ich ihn in einem bekannten Geschäft unterstütze. O nein. Er möchte etwas Neues anfangen, von dem noch niemand gehört hat! Das kommt gar nicht in Frage, Martinus. Was hattest du denn vor?«

»Nun, wir haben ein Getränk, das aus Wein hergestellt wird und Branntwein genannt wird. Das sollte gut gehen.«

»Nein, ich würde nie daran denken. Dabei gebe ich zu, daß Rom dringend Fabriken braucht. Als die Hauptstadt nach Ravenna verlegt wurde, wurden damit alle Einkünfte aus kaiserlichen Gehältern abgeschnitten, und deshalb ist die Bevölkerung im letzten Jahrhundert zurückgegangen. Die Stadt ist in einer schlechten Lage. Aber niemand unternimmt etwas. König Thiudahad verbringt seine Zeit mit Verseschreiben. Ein Poet! Aber nein, junger Mann, in ein solches Unternehmen stecke ich mein Geld nicht.«

Padways Wissen um die Geschichte des sechsten Jahrhunderts machte ihn unvorsichtig. Er meinte:

»Weil wir gerade von Thiudahad sprechen ... ist Königin Amalasuntha schon ermordet worden?«

»Äh ...« Thomasus musterte Padway scharf. »Ja.«

Das bedeutete, daß Justinian, der »römische« Kaiser von Konstantinopel, bald mit seinen Bemühungen, Italien dem Imperium zurückzugewinnen, beginnen würde. »Aber warum fragst du so?«

Padway merkte sofort, daß er einen Fehler gemacht hatte.

»Wieso?« meinte er, um Zeit zu gewinnen.

»Du hast gefragt, ob sie *schon* ermordet worden sei. Das klingt, als hättest du schon vorher gewußt, daß sie ermordet werden würde. Bist du ein Wahrsager?«

Padway zuckte die Achseln. »Nein. Ich hörte nur, ehe ich hierherkam, daß die beiden gotischen Herrscher schlecht aufeinander zu sprechen wären, und daß Thiudahad nicht davor zurückschrecken würde, seine Mitherrscherin aus dem Weg zu räumen. Ich fragte mich ja nur, ob es schon dazu gekommen ist.«

»Ja«, nickte der Syrer. »Schade um sie. Sie haben sie im Bad ertränkt.«

Padway atmete auf. Das war noch einmal gut gegangen.

»Und um jetzt auf die Herstellung dieses Barbarengetränks zurückzukommen, wie du es nennst ...«

»Was? Du läßt wirklich nicht locker. Kommt aber überhaupt nicht in Frage. Hier in Rom muß man bei seinen Geschäften schrecklich vorsichtig sein. Das ist nicht so wie eine Stadt, die wächst. Wenn das Konstantinopel wäre ...« er seufzte. »Im Osten kann

man wirklich Geld verdienen. Aber ich möchte dort nicht leben. Justinian macht den Ketzern, wie er sie nennt, das Leben sehr schwer. Was ist übrigens deine Religion?»

»Was ist denn die deine? Ich meine, rein interessehalber.«

»Nestorianer.«

»Nun«, sagte Padway vorsichtig. »Ich bin das, was wir einen Kongregationalisten nennen. (Das entsprach nicht ganz der Wahrheit, aber vermutlich würde er sich mit dem Bekenntnis, Agnostiker zu sein, in dieser theologiesüchtigen Welt nicht gerade beliebt machen.) »Das ist eine Religion in meinem Lande, die dem nestorianischen Glauben sehr nahe kommt. Was nun die Branntweinfabrikation angeht...«

»Nichts zu machen, junger Mann. Unter keinen Umständen. Was für Geräte würdest du denn für den Anfang brauchen?«

»Nun, einen großen Kupferkessel und eine Menge Kupferrohre und etwas Wein als Rohmaterial. Es braucht kein guter Wein zu sein. Und wenn ich dann noch ein paar Leute als Helfer hätte, ginge es schneller.«

»Tut mir leid, aber das ist mir zu riskant. Tut mir wirklich leid.«

»Hör zu, Thomasus. Wenn ich dir zeigen könnte, wie du in der halben Zeit deine Konten abrechnen kannst, würde dich das interessieren?«

»Willst du damit sagen, daß du ein mathematisches Genie bist oder so etwas?«

»Nein, aber ich habe ein System, das ich deine Schreiber lehren kann.«

Thomasus schloß die Augen wie ein großer levantischer Buddha.

»Nun, wenn du nicht mehr als fünfzig Solidi willst...«

»Jedes Geschäft ist riskant, das weißt du ja.«

»Ja, das ist ja das Unangenehme daran. Aber in Ordnung. Ich bin einverstanden, *wenn* dein Buchungssystem wirklich so gut ist.«

»Und wie steht es mit Zinsen?« fragte Padway.

»Drei Prozent.«

Padway stutzte. Dann fragte er:

»Drei Prozent per was?«

»Per Monat natürlich.«

»Zu viel.«

»Nun, was hast du erwartet?«

»In meinem Land empfindet man sechs Prozent per Jahr als ziemlich hoch.«

»Du meinst, du hast erwartet, daß *ich* dir um diesen Zins Geld leihe? Junger Mann, du solltest zu den wilden Sachsen gehen und sie das Räuberhandwerk lehren. Aber du gefällst mir, also sage ich fünfundzwanzig pro Jahr.«

So ging das eine Weile weiter, bis man sich auf zehneinhalb Prozent jährlich einigte.

Als Padway gehen wollte, hielt Thomasus ihn auf:

»Würdest du mir deine Zähne zeigen? Auf mein Wort – ganz normale Menschenzähne. Ich hatte schon gedacht, es wären Haifischzähne. Aber meinerwegen. Diese sentimentale Großzügigkeit, die mich manchmal überfällt, wird mein Ruin sein. Und jetzt wollen wir uns dein Buchhaltungssystem ansehen.«

Eine Stunde darauf saßen drei mürrische Schreiber hinter ihren Pulten und musterten Padway mit einer Mischung aus Bewunderung, Staunen, Vorsicht und Haß. Padway hatte gerade eine lange Teilung mit arabischen Zahlen durchgeführt, während die drei Schreiber mit römischen Ziffern gerade angefangen hatten zu rechnen.

Padway übersetzte sein Ergebnis zurück in römische Ziffern, schrieb es auf seine Tafel und reichte diese Thomasus.

»Hier«, sagte er. »Einer der Leute soll die Gegenprobe machen.«

Ein Schreiber übertrug die Ziffern auf seine Tafel und rechnete. Als er nach einer langen Pause das Ergebnis vorlegte, warf er seinen Griffel hin.

»Dieser Mann muß ein Zauberer sein«, knurrte er. »Er rechnet im Kopf und schreibt diese dummen Figuren nur hin, um uns an der Nase herumzuführen.«

»Stimmt nicht«, verneinte Padway höflich. »Ich kann euch das gleiche lehren.«

»Was? *Ich* soll von einem Barbaren mit langen

Hosen Lektionen nehmen? Ich ...«, er wollte noch mehr sagen, aber Thomasus schnitt ihm das Wort ab und erklärte, er solle gefälligst das tun, was man ihm auftrüge.

»Wirklich?« schimpfte der Mann. »Ich bin freier römischer Bürger, und ich arbeite seit zwanzig Jahren als Buchhalter. Ich kenne mein Geschäft. Wenn du dieses heidnische System verwenden willst, dann kannst du dir einen griechischen Sklaven kaufen. Ich mache da nicht mit!«

»Jetzt siehst du, was du getan hast!« rief Thomasus, als der Schreiber seinen Umhang vom Haken genommen hatte und würdevoll hinausstolz war.

»Jetzt muß ich einen anderen Mann einstellen und es gibt so wenig Personal ...«

»Schon gut«, beruhigte ihn Padway. »Diese zwei Leute hier werden spielend mit der Arbeit fertig werden, sobald sie einmal die amerikanische Arithmetik gelernt haben. Und das ist noch nicht alles. Wir haben etwas, das wir doppelte Buchführung nennen. Damit kann man jeden Fehler herausfinden und ...«

»Hörst du das, Gott? Der will das ganze Bankwesen umkrepeln! Bitte, lieber Herr, alles zu seiner Zeit, sonst machst du uns hier verrückt! Du sollst dein Darlehen bekommen, und ich helfe dir auch, deine Geräte zu kaufen. Aber jetzt bloß nicht noch mehr von deinen revolutionären Methoden!« Er

beruhigte sich langsam. »Was ist das für ein Armband, das du da trägst und auf das du immer wieder schaust?«

Padway streckte sein Handgelenk vor. »Das ist eine Art tragbare Sonnenuhr. Wir nennen das Uhr.«

»*Ura* also, hm? Das sieht aus wie Zauberei. Bist du auch ganz sicher, daß du nicht doch ein Zauberer bist?« Er lachte gezwungen, aber man spürte seine Nervosität.

»Nein«, sagte Padway. »Es ist ein ganz primitives mechanisches Gerät wie eine – eine Wasseruhr.«

»Ah. Ich begreife. Aber warum dann ein Zeiger, der sechzigstel einer Stunde anzeigt? Schließlich kann ich mir einfach nicht vorstellen, daß ein vernünftiger Mensch die Zeit so genau wissen möchte.«

»Wir finden das nützlich.«

»Oh, na schön. Andere Länder, andere Sitten. Wie wäre es jetzt, wenn du meinen Leuten eine Lektion in deiner amerikanischen Rechenkunst geben würdest? Bloß als Beweis dafür, daß sie wirklich so gut ist wie du behauptest.«

»Also gut. Gib mir eine Tafel.« Padway kratzte die Ziffern eins bis neun in das Wachs und erklärte sie.

»Und jetzt«, fuhr er fort, »komme ich zum Wichtigsten.« Er kritzelte einen Kreis. »Das ist die Ziffer, die *Nichts* bedeutet.«

Der jüngste Schreiber kratzte sich am Kopf.

»Du meinst ein Zeichen ohne Bedeutung? Was hat das für einen Sinn?«

»Ich habe nicht gesagt ohne Bedeutung. Das bedeutet null – das, was übrigbleibt, wenn man zwei von zwei abzieht.«

Der ältere Schreiber schüttelte verständnislos den Kopf. »Ich verstehe das nicht. Wozu braucht man ein Symbol für etwas, das gar nicht existiert?«

»Ihr habt doch auch ein *Wort* dafür, nicht wahr? Das könnt ihr doch auch gebrauchen, oder?«

»Ich denke schon«, nickte der Schreiber. »Aber in unseren Rechnungen brauchen wir *Nichts* nicht. Wer hat schon je von null Prozent Zinsen gehört? Oder von null Sesterzen Miete pro Woche?«

Padway brauchte eine Stunde, um seine Schüler in die Grundzüge der Addition einzuführen. Dann erklärte er, die Schreiber hätten für einen Tag genug getan; sie sollten eine Weile üben, bis sie mit arabischen Zahlen schneller als mit römischen rechnen konnten. In Wirklichkeit war er selbst ausgepumpt. Er war von Haus aus ein schneller Sprecher, und es machte ihn halb verrückt, sich Silbe für Silbe durch diese komplizierte Sprache hindurchzuarbeiten.

»Genial, Martinus«, keuchte der Bankier. »Und jetzt zu diesem Darlehen. Du hast diese lächerliche Zahl von zehneinhalb Prozent natürlich nicht ernst gemeint.«

»Was? Natürlich war das mein Ernst! Und du hast auch zugestimmt ...«

»Aber, Martinus. Ich habe lediglich gesagt, ich würde es in Erwägung ziehen, dir Geld zu diesem

Satz zu leihen – *nachdem* meine Angestellten dein System gelernt haben und sofern sich dabei herausstellt, daß es wirklich so gut ist wie du behauptest. Aber du kannst doch nicht erwarten, daß ich dir jetzt schon ...«

Padway sprang auf. »Du – du – was heißt *Halsabschneider* auf Lateinisch? Wenn du nicht ...«

»Nicht so schnell, junger Freund. Schließlich hast du es meinen jungen Leuten jetzt gezeigt. Wenn nötig können sie von jetzt an allein weiterarbeiten. Du kannst also genausogut ...«

»Na schön, du kannst ja versuchen, wie weit sie kommen. Ich werde einen anderen Bankier finden und seine Angestellten richtig ausbilden. Substraktion, Multiplikation, Div ...«

»Ai!« schrie Thomasus. »Du kannst doch das Geheimnis nicht in ganz Rom verbreiten! Das wäre mir gegenüber doch nicht fair!«

»Das kann ich nicht? Warte mal. Ich könnte sogar eine Menge dabei verdienen, indem ich es lehre. Wenn du glaubst ...«

»Nur ruhig Blut. Wir wollen nicht gleich die Nerven verlieren. Denke an die Lehren Christi über die Tugend der Geduld. Ich werde dir besonders entgegenkommen, weil du gerade erst im Geschäft anfängst ...«

Padway bekam sein Darlehen mit zehneinhalb Prozent. Er erklärte sich etwas widerstrebend bereit, seine Arithmetik nicht auch an anderer Stel-

le zu verbreiten, bis das erste Darlehen abbezahlt war.

Am nächsten Tag kaufte er einen Kupferkessel in einem Laden, den er als Trödlerladen bezeichnet hätte. Von Kupferröhren hatte noch nie jemand gehört. Nachdem er und Thomasus sämtliche Metallhändler zwischen Thomasus Haus und dem Lagerviertel am südlichen Ende der Stadt abgesehen hatten, versuchte er sein Glück bei Kupferschmieden. Die Kupferschmiede kannten ebenfalls keine Kupferröhren. Einige erboten sich, welche anzufertigen, forderten dafür aber astronomische Preise.

»Martinus!« klagte der Bankier, »wir sind jetzt mindestens fünf Meilen weit gegangen, und meine Füße versagen mir den Dienst. Könnte man nicht genauso mit Bleirohren arbeiten? Davon gibt es genug.«

»Das wäre schön – hätte nur einen kleinen Haken«, meinte Padway, »wir würden wahrscheinlich unsere Kunden vergiften. Und das wiederum könnte dem Geschäft schaden, weißt du.«

»Nun, ich sehe jedenfalls bis jetzt keinen Fortschritt.«

Padway überlegte einen Augenblick, während Thomasus und Ajax, der Negersklave, der den Kessel trug, ihm zusahen.

»Wenn ich einen Mann anstellen könnte, der mit

Werkzeugen umgehen kann, könnte ich ihm zeigen, wie man Kupferrohre herstellt.«

Drei Tage darauf hatte sich ein solcher Mann gefunden. Es war ein drahtiger, kleiner Sizilianer, namens Hannibal Scipio.

Padway hatte inzwischen ein heruntergekommenes Haus am Quirinal gemietet und eine Anzahl Geräte und persönliche Effekten erworben, die er zu brauchen glaubte. Unter seinen Käufen befand sich auch eine kurzärmelige Tunika, die er über seinen Hosen tragen wollte, um weniger aufzufallen. In Abweichung von der allgemeinen Modelinie ließ er jedoch große Taschen auf die Tunika nähen, obwohl der Schneider dagegen protestierte, ein Meisterwerk aus seiner Werkstätte so zu verunzieren.

Dann schnitzte Padway aus Holz einen Kern und zeigte Hannibal Scipio, wie man die Kupferstreifen darum bog. Hannibal behauptete, ein Meister in der Kunst des Lötens zu sein. Als Padway jedoch versuchte, die Röhren für seine Destillieranlage zu biegen, platzten die Nähte auf. Das nahm Hannibal eine Weile den Wind aus den Segeln.

Padway blickte dem großen Tag, an dem er zum erstenmal destillieren würde, mit einiger Sorge entgegen. Nach Tancredis Vorstellung war das ein neuer Ast am Baum der Zeit. Aber konnte sich der Professor nicht geirrt haben, und würde Padway nicht mit einem Versuch, die Geschichte zu ändern, gleichzei-

tig die Geburt Martin Padways im Jahre neunzehnhundertsechundsunddreißig unmöglich machen und damit verschwinden?

»Müßtest du nicht irgendeinen Zauberspruch sagen oder so etwas?« fragte Thomasus, der Syrer.

»Nein«, erklärte Padway. »Wie ich schon dreimal sagte, ist das keine Zauberei.« Er sah sich um und konnte sich sehr gut vorstellen, wie einiger Hokus-pokus sein Ansehen hätte heben können. Umgeben von flackernden Öllampen, neben sich Thomasus, Hannibal Scipio und Ajax, starrte er erwartungsvoll auf die Anlage. Dem Neger waren die Augen hervorgetreten, als warte er jeden Augenblick darauf, daß der Maschinerie gehörnte Teufel entsteigen würden.

»Dauert lange, nicht wahr?« meinte Thomasus und rieb sich nervös die Hände. Tropfen um Tropfen einer gelben Flüssigkeit quoll aus der Vorlage.

»Ich glaube, jetzt reicht's«, sagte Padway. »Wenn wir weitermachen, bekommen wir nur noch Wasser.« Er wies Hannibal an, den Kessel zu entfernen und goß den Inhalt der Vorlage in eine Flasche.

»Ich versuche es am besten zuerst selbst«, sagte er, goß ein paar Tropfen in einen Becher, roch daran und probierte. Es war zweifellos kein guter Branntwein. Aber die Qualität würde genügen.

»Auch eine Probe?« fragte er den Bankier.

»Nun«, meinte Thomasus, »wenn du sicher bist, daß es mir nicht wehtut, könnte ich es ja probieren.«

Er nippte an dem Becher, um dann in einem Hustenanfall beinahe zu explodieren. »Großer Gott, Mann, das ist ja die reinste Lava!« Dann ließ sein Husten nach, und sein Gesicht verklärte sich. »Aber es wärmt einen schön von innen heraus, nicht wahr?« Thomasus verzog sein Gesicht und leerte den Becher entschlossen.

»He«, sagte Padway. »Vorsichtig. Das ist kein Wein.«

»Oh, keine Sorge. Mich macht nichts betrunken.«

Padway holte sich einen zweiten Becher und setzte sich. Thomasus strahlte immer noch.

»Eine wunderbare Erfindung. Das wird ein großer Erfolg. Muß einer werden. Ein großer Erfolg. Hörst du zu, Gott, dort oben? Sorge dafür, daß mein Freund Martinus großen Erfolg hat.

Ich erkenne sofort einen erfolgreichen Mann, wenn ich einen sehe, Martinus. Dafür habe ich eine glückliche Hand. Seit Jahren. Deshalb habe ich auch in meinem Beruf solchen Erfolg. Erfolg – Erfolg – trinken wir auf den Erfolg. Herrlicher Erfolg. Großartiger Erfolg!«

Am Ende der Woche stellte Padway erfreut fest, daß er stolzer Besitzer einer ganzen Reihe von Flaschen war, und daß seine Finanzen sich erheblich verbessert hatten. Wenn man die fünf Solidi für die erste Monatsmiete seines Hauses rechnete und die sechs, die er für seine Apparate, Hannibals Lohn und seine eigenen Lebenskosten aufgewendet hatte, waren immer noch mehr als dreißig von den fünfzig geborgten Solidi übriggeblieben.

»Wieviel wirst du für das Zeug verlangen?« fragte Thomasus. Padway überlegte.

»Nun, es ist ein Luxusartikel. Wenn wir ein paar von den besseren Restaurants dazu bewegen können, sich davon einen Vorrat anzulegen, wüßte ich nicht, weshalb wir nicht zwei Solidi pro Flasche kriegen sollten. Wenigstens, bis jemand unser Geheimnis entdeckt und anfängt, uns Konkurrenz zu machen.«

Thomasus rieb sich die Hände. »Auf diese Weise könntest du praktisch mit den Verkäufen der ersten Woche deinen Kredit zurückzahlen. Aber ich habe es nicht eilig; vielleicht ist es besser, das Geld ins Geschäft zu stecken. Wir werden ja sehen, wie die Dinge sich entwickeln. Ich glaube, ich kenne das Restaurant schon, mit dem wir anfangen sollten.«

Padway fühlte sich nicht ganz wohl in seiner Haut. Er war alles andere als ein Verkäufer.

»Wie sollte ich ihn denn dazu bringen? Ich bin mit euren römischen Geschäftsmethoden nicht besonders vertraut.«

»Schon gut. Er wird sich nicht weigern, weil er mir Geld schuldet und mit seinen Zahlungen im Rückstand ist. Ich werde dich vorstellen.«

Es kam, wie der Bankier vorausgesagt hatte. Der Besitzer des Restaurants, ein dicker Mann, namens Gaius Attalus, machte zu Anfang ein etwas unglückliches Gesicht. Daraufhin flößte Thomasus ihm etwas von Padways Brandy ein, woraufhin er sich dafür gleich erwärmte. Thomasus mußte im Laufe des Gesprächs Gott nur zweimal fragen, ob er auch zuhörte, bis Attalus sich einverstanden erklärte, Padways Preis für ein halbes Dutzend Flaschen zu bezahlen.

Am nächsten Tage stellte Padway seinen zweiten Mitarbeiter ein, einen blonden Vandalen namens Fritharik, den ein ungünstiges Geschick von seinem Rittergut in Karthago nach Rom verschlagen hatte. Später hatte er als Leibwächter für einen römischen Patrizier gearbeitet – man stelle sich vor ein edler Vandal als Leibwächter! Und dann war sein Arbeitgeber auf den Gedanken gekommen, ihn zur orthodoxen Religion zu bekehren. »Und das«, stellte Fritharik voll Würde fest, »konnte ich nicht zulassen.«

Auch Padway brauchte den Mann als Leibwächter, denn im Rom dieser Tage konnte ein Mann mit ei-

nigem Kapital nicht damit rechnen, unbehelligt seiner Wege zu gehen.

Als er Fritharik fragte, womit er seine Leibwächteraufgabe erfüllen wollte, kaute der verlegen auf seiner Unterlippe herum und erklärte schließlich:

»Ich hatte einmal ein schönes Schwert, aber ich mußte es versetzen, um am Leben zu bleiben. Dieses Schwert war alles, was zwischen mir und einem namenlosen Grab stand. Vielleicht werde ich auch bald in einem enden«, seufzte er.

»Ich würde jetzt an deiner Stelle nicht an Gräber denken«, herrschte Padway ihn an. »Sag mir lieber, wieviel du brauchst, um dein Schwert zurückzubekommen.«

»Vierzig Solidi.«

»He! Ist es aus massivem Gold?«

»Nein, aber es ist gute Damaszener Arbeit, und im Griff sind Edelsteine eingelegt. Das ist alles, was von meinem herrlichen Besitz in Afrika übriggeblieben ist. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie schön...«

»Schon gut, schon gut!« brachte Padway ihn zum Schweigen. »Fange um Himmels willen nicht an zu weinen! Da hast du fünf Solidi. Kauf dir damit das beste Schwert, das du zu diesem Preis bekommen kannst. Ich ziehe es dir von deinem Lohn ab. Wenn du dieses juwelenbesetzte Käsemesser zurückhaben willst, ist das deine Sache.«

Fritharik verschwand, um kurz darauf mit einem

Schwert an der Seite wieder aufzutauchen.

»Das ist das beste, das ich bekam«, erklärte er. »Der Händler behauptete, es sei Damaszener Arbeit, aber ein Kenner sieht sofort, daß die Damaszener Marke auf der Klinge eine Fälschung ist. Dieser Stahl hier ist weich, aber es muß eben ausreichen. Als ich noch mein Gut in Afrika hatte, war der beste Stahl gerade gut genug.« Er seufzte.

Padway untersuchte das Schwert, eine typische *Spatha* mit einer breiten, einseitig geschliffenen dreißigzölligen Klinge. Ihm fiel auf, daß Fritharik, Staifans Sohn, jetzt aufrechter und entschlossener schien, seit er das Schwert trug. Er mußte sich vorher praktisch nackt vorgekommen sein.

»Kannst du kochen?« fragte Padway.

»Du hast mich als Leibwächter, nicht als Koch eingestellt, Herr Martinus. Ich habe auch meine Würde.«

»Ach Unsinn, Alter. Ich habe bisher für mich selbst gekocht, aber das nimmt mir zu viel Zeit weg. Wenn es mir nichts ausmacht, sollte es dir auch nichts ausmachen. Also – kannst du kochen?«

Fitharik zupfte an seinem Schnurrbart. »Nun ja.«

»Was zum Beispiel?«

»Nun, ein Steak. Und ich kann Schinken rösten.«

»Was noch?«

»Sonst nichts. Gutes rohes Fleisch ist angemessene Nahrung für einen Krieger.«

Padway seufzte. Dann entschloß er sich, wohl

oder übel noch eine Küchenhilfe einzustellen. Das Mädchen hieß Julia, kam aus Apulien und sprach Dialekt. Sie war etwa zwanzig Jahre alt, dunkel, untersetzt gebaut und mit riesigen Füßen. Sie war im Grunde fleißig, aber Padway mußte sie zuerst erziehen. Als er zum erstenmal sein Haus ausschwefelte, hätte sie beinahe den Verstand verloren. Der Geruch von Schwefeldioxyd jagte sie schreiend zur Tür hinaus – ihr simples Gemüt glaubte wohl, der Teufel sei gekommen.

Padway und Thomasus, der Syrer, saßen mit ein paar hundert nackten Römern in der Sauna der Diocletianischen Bäder. Der Bankier sah sich um und grinste: »Wie ich höre, ließ man früher die Frauen auch in diese Bäder. Mitten unter die Männer. Das war natürlich in heidnischen Zeiten. So etwas gibt es heute nicht mehr.«

»Die christliche Moral, zweifellos«, sagte Padway trocken.

»Ja«, gluckste Thomasus. »Wir Modernen sind ja sooo moralisch. Weißt du, worüber sich die Kaiserin Theodora immer beklagte?«

»Ja«, nickte Padway und sagte Thomasus, worüber sich die Kaiserin Theodora immer beklagte.

»Verdammt nochmal!« erregte sich Thomasus. »Jedesmal, wenn ich einen schmutzigen Witz erzählen will, hast du ihn entweder schon gehört oder kennst einen besseren.«

Padway hielt es nicht für erforderlich, dem Bankier zu sagen, daß er diesen »schmutzigen Witz« in einem Buch gelesen hatte, das noch gar nicht geschrieben war, nämlich in den Anekdoten von Procopius von Cäsarea.

Thomasus fuhr fort: »Ich habe einen Brief von meinem Vetter Antiochus in Neapel bekommen. Er ist Reeder. Er hat Nachricht von Konstantinopel.« Er machte eine bedeutungsvolle Pause. »Krieg.«

»Zwischen uns und dem Imperium?«

»Zwischen den Goten und dem Imperium jedenfalls. Die Atmosphäre war schon seit Amalasunthas Ermordung gespannt. Thiudahad hat versucht, die Verantwortung für den Mord von sich zu schieben, aber ich glaube, daß es unserem alten Dichterkönig jetzt an den Kragen geht.«

Padway meinte: »Achte auf Dalmatien und Sizilien. Ehe das Jahr zu Ende geht ...« Er hielt inne.

»Wieder eine Weissagung?«

»Nein, nur eine Meinung.«

Thomasus blinzelte Padway durch den Dampf zu: »Martinus – wer bist du eigentlich?«

»Was meinst du damit?«

»Oh, an dir ist so etwas – ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll –, nicht nur deine seltsame Art, die Dinge anzusehen. Du besitzt manchmal ein Wissen wie ein Zauberer, der Kaninchen aus seinem Hut zieht. Und wenn ich dich über dein eigenes Land ausfragen oder wissen will, wie du hierhergekom-

men bist, wechselst du einfach das Thema.«

»Nun ...«, meinte Padway und überlegte, was für eine Lüge er riskieren konnte. Und dann fiel ihm die ideale Antwort ein – eine wahrheitsgemäße Antwort, die Thomasus bestimmt mißverstehen würde.

»Weißt du, ich habe mein eigenes Land in großer Eile verlassen.«

»Oh, aus gesundheitlichen Gründen, was? Dann nehme ich es dir nicht übel, daß du vorsichtig bist.« Thomasus blinzelte ihm zu.

Als sie dann gemeinsam zu Padways Haus gingen, fragte Thomasus ihn, wie die Geschäfte gingen. Padway meinte:

»Ziemlich gut. Die neue Destillieranlage ist nächste Woche fertig. Und dann habe ich einem Kaufmann, der nach Spanien reiste, Kupferstreifen verkauft. Im Augenblick warte ich auf den Mord.«

»Den *Mord*?«

»Ja. Fritharik und Hannibal Scipio vertragen sich nicht. Seit Hannibal ein paar Leute unter sich hat, ist mit ihm nicht mehr auszukommen. Er schikaniert Fritharik. Übrigens, ich werde dir deinen Kredit zurückzahlen, wenn wir nach Hause kommen.«

»Ganz?«

»Ja. Das Geld liegt im Kasten und wartet auf dich.«

»Ausgezeichnet, mein lieber Martinus. Aber brauchst du nichts mehr?«

»Ich weiß nicht«, meinte Padway, der es sehr ge-

nau wußte. »Ich habe daran gedacht, meine Fabrik zu vergrößern.«

»Großartige Idee. Nachdem du dich jetzt etabliert hast, werden wir deine Kredite natürlich auf normaler Basis abrechnen.«

»Und das bedeutet?« fragte Padway.

»Und das bedeutet, daß der Zinssatz angepaßt werden muß. Der normale Satz ist, wie du weißt, ja viel höher.«

»Haha«, machte Padway. »Das hatte ich mir schon gedacht. Aber jetzt, wo du weißt, daß das Geschäft gut geht, kannst du dir ja leisten, mir einen niedrigeren Zinssatz zu geben.«

»Ai, Martinus, das ist absurd! Ist das eine Art, mit mir umzuspringen, nach allem, was ich für dich getan habe?«

»Du brauchst mir ja nichts zu leihen, wenn du nicht willst. Es gibt andere Bankiers, die gern amerikanische Arithmetik lernen würden.«

»Hör' ihn dir an, Gott! Das ist Raub! Das ist Erpressung! Ich werde nie nachgeben. Geh' nur zu den anderen Bankiers. Dann wirst du ja sehen, was es mir ausmacht!«

Drei Straßen weiter war der Zinssatz auf zehn Prozent gesunken. Thomasus erklärte, daß ihm sein Herz blute, aber daß er bereit sei, es auf dem Altar der Freundschaft zu opfern.

Als Padway von einem bevorstehenden Mord gesprochen hatte, hatte er keineswegs an seine pro-

phetischen Gaben geglaubt. So war sein Erstaunen noch größer als das von Thomasus, als sie beim Betreten seiner Werkstätte Fritharik und Hannibal sich wie zwei Kampfhähne gegenüberstehend vorfanden. Hannibals zwei Assistenten sahen zu und wandten der Tür den Rücken zu. So sah niemand Padway und Thomasus eintreten.

Hannibal knurrte:

»Was soll das heißen, du grober Schafskopf. Du liegst den ganzen Tag auf der faulen Haut, und dann wagst du noch, mich zu kritisieren!«

»Ich habe nur gesagt«, brummte der Vandale in seinem schwerfälligen Latein, »daß ich dich beim nächstenmal melden würde. Das werde ich jetzt tun.«

»Dann schneide ich dir die Kehle durch!« schrie Hannibal, riß einen Dolch heraus und warf sich auf Fritharik. Aber Fritharik, der unbewaffnet war, war noch schneller. Seine Handkante traf den Gegner am Handgelenk, und der Dolch fiel zu Boden.

Padway trat jetzt dazwischen und fragte: »Worum ging der Streit?« Er sah Fritharik an. Der Vandale druckste herum.

»Er hat Kupfer gestohlen und verkauft«, erklärte er dann. »Ich wollte ihn dazu bringen, daß er aufhört. In diesem Falle hätte ich dir nichts gesagt. Du weißt ja, wie es ist, wenn Kollegen glauben, man bespitzelt sie. Bitte, laß mich mit ihm abrechnen.«

Padway verweigerte die Erlaubnis. Thomasus

schlug vor, Hannibal verhaften zu lassen, aber Padway lehnte auch das ab. Er wollte mit den Behörden nichts zu tun haben. So erlaubte er Fritharik, Hannibal mit einem kräftigen Tritt ins Gesäß zur Tür hinauszubefördern.

»Ich glaube, das war ein Fehler, Martinus«, sagte Fritharik. »Ich hätte ihn kaltmachen und seine Leiche im Tiber versenken können, ohne daß jemand etwas gemerkt hätte. Er wird uns noch Schwierigkeiten machen.«

Padway gab ihm da durchaus recht. Aber dann sagte er bloß: »Am besten verbindest du dir jetzt deinen Arm. Dein ganzer Ärmel ist voll Blut. Julia, hol' ein Stück Leinen und koch' es aus. Ja, *auskochen* habe ich gesagt!«



Padway war fest entschlossen, sich durch nichts von dem Ziel abhalten zu lassen, sich einen sicheren Lebensunterhalt zu verschaffen. Bis dahin beabsichtigte er nicht, den Römern die Erfindung des Schießpulvers oder die Entdeckung der Schwerkraftgesetze vorzuexerzieren.

Aber die Unterhaltung mit dem Bankier über den bevorstehenden Krieg erinnerte ihn daran, daß er immerhin in einer politischen und nicht nur in einer wirtschaftlichen Welt lebte. Er hatte in seinem vorherigen Leben nie mehr als unbedingt nötig auf die Zeitgeschichte geachtet. Und im Rom des sechsten Jahrhunderts, wo es weder Zeitungen noch andere Kommunikationsmittel gab, war es sogar noch leichter, den Gang der Welt um sich herum zu vergessen, soweit er einen nicht unmittelbar betraf.

Er lebte im Zwielficht der klassischen Zivilisation. Das Zeitalter des Glaubens, besser bekannt als die finsternen Jahre, stand bevor. Vom wissenschaftlichen und technischen Standpunkt aus gesehen, stand Europa ein dunkles Zeitalter von beinahe tausend Jahren bevor. Und dieser Standpunkt war für Padway der wichtigste, wenn nicht der einzige Aspekt einer Zivilisation. Natürlich hatten die Leute, unter denen er lebte, keinen Begriff von dem, was um sie herum geschah. Der Prozeß war zu langsam, um ihn direkt beobachten zu können. Selbst wenn man eine gan-

ze Generation zum Maßstab nahm. Die Leute hielten ihre Umwelt für selbstverständlich und brüsteten sich sogar, wie modern sie waren.

Was also tun? Konnte ein Mensch den Kurs der Geschichte ändern, um dieses finstere Interregnum zu verhindern?

Und vorausgesetzt, er konnte es – wie sollte er es dann tun? Erfindungen waren die Triebfeder einer jeden technischen Entwicklung. Aber selbst in seiner eigenen Zeit war das Los berufsmäßiger Erfinder schwer gewesen.

Immerhin, er hatte die Kunst des Destillierens und des Metallrollens eingeführt und ebenso die arabischen Ziffern. Aber so viel war zu tun, und dafür stand ihm nur ein Leben zur Verfügung.

Was also? Geschäft? Damit hatte er bereits begonnen, obwohl er nicht von Haus aus ein Geschäftsmann war. Politik? In einer Zeit, wo das schärfste Messer den Sieg bestimmte und keinerlei Moralbegriffe zu gelten schienen? Nein, lieber nicht!

Wie also den Einbruch dieses finsternen Zeitabschnitts verhindern? Das Imperium hätte vielleicht länger zusammengehalten, wenn es bessere Kommunikationsmittel gekannt hätte. Aber das Imperium war zumindest im Westen hoffnungslos zerschlagen, und Italien, Gallien und Spanien stöhnten unter dem Joch ihrer barbarischen Garnisonen.

Es mußte also ein schnelles Kommunikationssystem geschaffen und die Druckerkunst ins Leben ge-

rufen werden. Nicht einmal der zerstörungswütigste Barbar kann das geschriebene Wort aus einer Kultur tilgen, in der von einem Buch mindestens fünfzehnhundert Exemplare gedruckt werden!

Er, Martin Padway, würde also Drucker werden!

»Guten Morgen, mein lieber Martinus«, sagte Thomasus. »Was machen die Kupferrohre?«

»So so, lala. Die Schmiede hier sind mit Metall ziemlich reichlich eingedeckt, und es gibt nicht viele Großhändler, die bereit sind, meine Preise zu bezahlen. Aber ich glaube, daß ich den letzten Wechsel in ein paar Wochen einlösen kann.«

»Das freut mich zu hören. Und was tust du dann?«

»Deswegen bin ich zu dir gekommen. Wer verlegt denn jetzt in Rom Bücher?«

»Bücher? Bücher? Niemand. Es sei denn, du meinst damit die Kopierer, die zerlesene Kopien für die Büchereien ersetzen. Es gibt ein paar Buchläden drunten im Agiletum, aber ihre Ware stammt größtenteils aus dem Ausland. Der letzte Geschäftsmann, der in Rom ins Verlagswesen einsteigen wollte, ist vor ein paar Jahren pleite gegangen. Die Nachfrage ist nicht groß genug. Und außerdem gibt es nicht genügend gute Autoren. Du hast doch nicht etwa vor, dich darauf einzulassen, hoffe ich?«

»Doch das habe ich, und ich werde auch Geld damit verdienen.«

»Was? Du bist verrückt, Martinus. Laß die Fin-

ger davon. Jetzt, wo die Dinge so gut laufen, wäre es wirklich ein Jammer, wenn du pleitegehen würdest.«

»Ich werde nicht pleitegehen, aber ich brauche etwas Betriebskapital.«

»Was? Schon wieder ein Kredit? Aber ich hab' dir doch gesagt, daß in Rom keiner mit einem Verlag Geld verdienen kann. Das ist eine erwiesene Tatsache. Für eine so hirnbrandige Idee leihe ich dir nichts. Wieviel würdest du denn brauchen?«

»Etwa fünfhundert Solidi.«

»Ai, ai! Du bist verrückt geworden, mein Junge! Wozu brauchst du denn so viel? Du mußt doch nur ein paar Schreiber kaufen oder anstellen ...«

Padway grinste. »O nein. Das ist es ja gerade. Ein Schreiber braucht Monate, um ein Werk wie *Cassiodorus gotische Geschichte* von Hand zu kopieren. Und dann haben wir nur eine Kopie. Kein Wunder, daß ein solches Werk fünfzig Solidi kostet! Ich kann eine Maschine bauen, mit der man fünfhundert oder tausend Kopien in ein paar Wochen unter die Leute bringen kann, und die Kopie kostet dann fünf oder zehn Solidi. Aber ich brauche Zeit und Geld, um die Maschine zu bauen und jemandem beizubringen, wie man sie bedient.«

»Aber fünfhundert Solidi – das ist eine Menge Geld. Gott, hörst du mir zu? Nun, dann schenke meinem mißgeleiteten jungen Freund die Erleuchtung und öffne seinen Verstand der Vernunft! Zum

letztenmal, Martinus, ich will damit nichts zu tun haben! Wie funktioniert die Maschine denn?«

Hätte Padway gewußt, welche Arbeit ihm bevorstand, so wäre er vielleicht etwas weniger zuversichtlich gewesen, nicht so überzeugt, daß es ihm gelingen würde in einer Welt, die weder Druckpressen noch Typen, noch Druckerschwärze noch Papier kannte, eine Druckerei zu eröffnen. Tinte zum Schreiben stand zur Verfügung und Papyrus auch. Aber Padway brauchte nicht lange, um zu erkennen, daß er damit nichts anfangen konnte.

Die Druckpresse, vor der er die größte Angst gehabt hatte, erwies sich als die leichteste Aufgabe. Ein Tischler im Lagerhausviertel versprach ihm, binnen ein paar Wochen eine solche Presse zu bauen, wenn er auch eine nicht unnatürliche Neugierde hinsichtlich Padways Absichten mit diesem eigenartigen Gebilde zeigte. Aber Padway hüllte sich in Schweigen.

Als Auflage benutzten sie ein Stück Marmor, das sie von einer zerbrochenen Säule sägten und auf Räder stellten.

Wegen der Typen verhandelte Padway mit einem Siegelschneider, den er beauftragte, ihm einen Satz Bronzetypen zu schneiden. Zuerst hatte ihn die Erkenntnis erschreckt, daß er zehn- bis zwölftausend Typen brauchen würde, denn er konnte schließlich keine Typengießmaschine bauen und würde deshalb direkt von den Typen drucken müssen. Er hatte ge-

hofft, in griechischer und gotischer Sprache, ebenso wie in lateinischer drucken zu können, aber die lateinischen Typen allein kosteten ihn runde zweihundert Solidi. Der erste Probesatz, den der Siegel-schneider herstellte, erwies sich als falsch, da die Typen nicht im Spiegelbild angefertigt worden waren, und mußte wieder eingeschmolzen werden.

Der Gedanke, eigenes Papier herstellen zu müssen, erschreckte Padway. Er hatte nur eine höchst vage Vorstellung von der Papierherstellung, wußte jedoch, daß es ein komplizierter Prozeß war. Papyrus war zu spröde und glatt, und außerdem war davon in Rom nicht genügend vorhanden.

Blieb also Pergament. Padway stellte fest, daß eine Gerberei auf der anderen Tiberseite als Nebenprodukt kleine Mengen Pergament herstellte. Es wurde aus den Fellen von Schafen und Ziegen gewonnen, indem man diese Felle schabte, wusch, spannte und schliff. Der Preis schien Padway vernünftig, und er verblüffte den Besitzer der Gerberei, indem er auf einen Schlag tausend Blätter bestellte.

Glücklicherweise wußte er zufällig, daß Druckerschwärze aus Lampenruß und Leinöl hergestellt wurde. Der einzige Nachteil war, daß das von ihm so entwickelte Gemisch zum Drucken nichts taugte.

Padway begann langsam wegen seiner Finanzen nervös zu werden; seine fünfhundert Solidi schmolzen zusammen, und seine Sorge wurde so offensichtlich, daß bereits die Arbeiter hinter seinem Rück-

ken darüber tuschelten, aber er gab den Mut nicht auf und experimentierte weiter an seiner Drucker-schwärze. Schließlich kam er auf den Gedanken, etwas Seife beizumischen.

Mitte Februar schlenderte Nevitta, Gummunds Sohn, in seine Werkstätte. Der Gote schlug Padway so kräftig auf den Rücken, daß er beinahe zu Boden gestürzt wäre.

»Soso!« rief er mit dröhnender Stimme. »Jemand hat mir von diesem Getränk etwas verpaßt, das du verkaufst, und ich erinnerte mich an deinen Namen. Da dachte ich daran, dich einmal zu besuchen. Sag' mal, du hast dich für einen Fremden ja erstaunlich schnell etabliert. Tüchtiger junger Mann, was? Haha!«

»Möchtest du dich umsehen?« lud ihn Padway ein. »Ich muß dich nur bitten, meine Methoden nicht weiterzuerzählen. Es gibt hier kein Gesetz, um Ideen zu schützen, also muß ich meine Dinge geheimhalten, bis ich soweit bin, sie der Öffentlichkeit vorzustellen.«

»Natürlich, du kannst dich auf mich verlassen. Ich würde sowieso nicht verstehen, wie dein Kram funktioniert.«

In der Werkstätte staunte Nevitta über eine primitive Drahtziehmaschine, die Padway aufgestellt hatte.

»Ist das nicht hübsch?« sagte er und deutete auf eine Rolle Bronzedraht. »Ich möchte gern für mei-

ne Frau etwas kaufen. Man könnte daraus hübsche Armbänder und Ohrringe machen.«

Padway hatte nicht an diese Verwendung seiner Produkte gedacht, versprach aber, in etwa einer Woche Draht fertig zu haben.

»Woher bekommst du deine Kraft?« erkundigte sich Nevitta.

Padway zeigte ihm das Arbeitspferd im Hof, das in gleichmäßigem Tempo um einen Göpel herumtrottete.

»Hätte nicht gedacht, daß ein Pferd dafür taugt«, meinte der Gote. »Zwei kräftige Sklaven liefern bestimmt mehr Kraft.«

»O nein«, widersprach Padway. »Fällt dir nichts an dem Pferdegeschirr auf?«

»Nun ja, es ist eigenartig. Ich weiß nicht, was daran nicht stimmt.«

»Es ist dieser Kragen um seinen Hals. Ihr laßt eure Pferde gegen ein Band ziehen, das um ihren Hals geht. Jedesmal, wenn sie ziehen, drückt das Band gegen die Luftröhre und das Tier bekommt Atembeschwerden. Dieses Geschirr hier verlegt die Last auf die Schultern. Wenn du eine Last ziehen müßtest, würdest du dir dann ein Seil um den Hals legen?«

»Nun«, meinte Nevitta zögernd, »vielleicht hast du recht. Ich bin so an mein Geschirr gewöhnt, daß ich nie darüber nachgedacht habe.«

Padway zuckte die Achseln.

»Wenn du einmal ein solches Geschirr haben

willst, wende dich an Metellus, den Sattler auf der Via Appia, der hat das hier für mich angefertigt. Jetzt bezahlt er mir zehn Sesterzen für jedes Stück, das er selbst verkauft.«

Es war jetzt April des Jahres 536. Sizilien war im Dezember an General Belisarius gefallen. Padway hatte von diesem Ereignis Wochen später gehört. Abgesehen von geschäftlichen Gängen, hatte er sein Haus innerhalb der letzten vier Monate kaum verlassen. Sein einziges Interesse galt im Augenblick seiner Druckerpresse. Außerdem kannte er kaum Leute in Rom.

An dem Tage, an dem seine Presse fertig war, rief er seine Arbeiter zusammen und sagte: »Ich nehme an, ihr wißt, daß heute ein wichtiger Tag für uns ist. Fritharik wird jedem von euch eine kleine Flasche Branntwein geben, wenn ihr nach Hause geht.

Und der erste Mann, der einen Hammer oder sonst etwas auf diese kleinen Bronz Buchstaben fallen läßt, fliegt hinaus. Aber ich hoffe, daß keiner von euch so etwas machen wird, denn ihr habt gute Arbeit getan, und ich bin stolz auf euch. Jetzt könnt ihr gehen.«

»Nun, nun«, sagte Thomasus, »das ist ja großartig. Ich habe schon immer gewußt, daß deine Maschine einmal laufen würde. Von Anfang an habe ich es gesagt. Was wirst du jetzt drucken? Die *gotische Ge-*

schichte? Das würde dem Prätorianer-Präekten sehr schmeicheln.«

»Nein. Ich würde Monate dazu brauchen, besonders, da meine Leute noch nicht eingearbeitet sind. Ich fange mit einem kleinen Alphabetbuch an. Weißt du, A für Asinus, B für Braccae usw.«

»Das klingt wie eine gute Idee. Aber Martinus, können das nicht deine Leute tun, damit du dich einmal ausruhen kannst? Du siehst aus, als hättest du seit Monaten nicht mehr richtig geschlafen.«

»Das habe ich auch nicht, um die Wahrheit zu sagen. Aber ich kann jetzt nicht weg. Jedesmal, wenn etwas schiefgeht, muß ich da sein, um es wieder in Ordnung zu bringen. Und ich muß Abnehmer für dieses erste Buch finden. Schullehrer und solche Leute. Ich muß alles selbst machen. Und dann habe ich noch eine Idee für eine andere Veröffentlichung.«

»Was? Jetzt sag mir bloß nicht, daß du wieder so eine verrückte Idee hast ...«

»Jetzt beruhige dich nur, Thomasus. Ich denke an ein wöchentliches Büchlein mit Nachrichten.«

»Hör zu, Martinus. Treib's nicht so wild. Die Schreibergilde wird dir böse sein. Ich wollte überhaupt, du würdest mir mehr über dich erzählen. Du bist das große Geheimnis der Stadt, weißt du. Jeder erkundigt sich nach dir.«

»Sage ihnen nur, ich sei der uninteressanteste Mensch, den du je gesehen hast.«

Es gab etwas über einhundert freiberufliche Schreiber in Rom. Padway erstickte jede mögliche Feindschaft, die sie für ihn hätten hegen können, indem er sie als Reporter in seine Dienste stellte. Er bot generell eine Summe von einigen Sesterzen für jeden ihm geeignet erscheinenden Artikel.

Als er die erste Ausgabe zusammenstellte, mußte er feststellen, daß eine drastische Zensur vonnöten war. Eine Geschichte zum Beispiel lautete:

»Unser verkommener und gottloser Stadtgouverneur, Graf Honorius, wurde am Mittwochmorgen gesehen wie ihn eine junge Frau mit einem Fleischermesser die Via Appia hinunter verfolgte. Das ist das viertemal in einem Monat, daß der korrupte Graf durch seine Weibergeschichten einen Skandal entfesselt hat. Es geht das Gerücht, daß die Väter der von ihm entehrten Töchter an König Thiudahad eine Eingabe machen werden, um ihn aus seinem Amt zu entfernen. Der Schreiber dieser Zeilen kann nur hoffen, daß, wenn es wieder zu einer Verfolgung kommt, seine Verfolgerin schneller ist als er.«

Irgend jemand hat etwas gegen unseren ehrenwerten Grafen, dachte Padway. Er kannte Honorius nicht, aber ganz gleich, ob die Geschichte nun stimmte oder nicht, zwischen ihm, Padway, und den Folterkammern der Stadt bestand jedenfalls keine Vereinbarung, die die Pressefreiheit einschloß.

So enthielt die erste achtseitige Ausgabe keine Artikel über junge Frauen mit Fleischermessern, sondern bestand aus relativ unschuldigen Nachrichten, einem kurzen Gedicht als Beitrag eines Schreibers, der sich als einen zweiten Ovid betrachtete, einem Leitartikel von Padway, in dem er seiner Hoffnung Ausdruck gab, daß die Römer seine Zeitung nützlich finden würden, sowie einem kurzen Artikel – ebenfalls von Padway – über die Natur und die Gewohnheiten des Elefanten.

Padway blätterte in den knisternden Pergamentseiten der Korrekturabzüge und war stolz auf sich und seine Leute – ein Stolz, der auch durch die Entdeckung einer ganzen Anzahl hervorstechender Druckfehler nicht gemindert wurde.

Einer dieser Druckfehler war geradezu grotesk. Die Geschichte handelte von einem Römer, den Räuber auf der Landstraße vor einigen Tagen tödlich verwundet hatten. Ein völlig harmloses Wort war zu einer Obszönität entstellt. Na schön, schließlich hatte er nur zweihundertfünfzig Kopien. Da würde eben jemand mit Tinte und Feder eine Korrektur anbringen müssen. Immerhin beeindruckte es ihn selbst, welche Bedeutung Martin Padway in dieser Welt gewonnen hatte. Ohne sein Glück, das ihn bisher begleitet hatte, hätte er vielleicht der arme Teufel sein können, den man auf der Straße erstochen hatte – und dann hätte es keine Druckpresse gegeben und keine von den anderen Erfindungen, die er noch vor-

hatte, oder besser gesagt, sie wären eben dann erst viel später gekommen, erst dann, wenn der langsame natürliche Prozeß der technischen Entwicklung den Weg für sie bereitet hätte. Nicht, daß er zu viel Lob verdiente – ein Teil davon gebührte zweifellos Gutenberg – für die Druckpresse zum Beispiel.

Padway nannte sein Blatt *Tempora Romae* und bot es um zehn Sesterzen – etwa dem Gegenwert von fünfzig Cent – an. Er war überrascht, daß die erste Auflage nicht nur verkauft wurde, sondern daß Fritharik noch drei Tage danach damit beschäftigt war, Leute abzuweisen, die unbedingt eine Zeitung haben wollten.

Jeden Tag kamen ein paar Schreiber mit neuen Nachrichten. Einer von ihnen, ein plumper, freundlich aussehender Mann von etwa Padways Alter, reichte eine Geschichte ein, die folgendermaßen begann:

»Das Blut eines Unschuldigen ist unserem Ungeheuer von Stadtgouverneur Graf Honorius geopfert worden.

Verlässliche Quellen berichten, daß Q. Aurelius Galba, der vergangene Woche als überführter Mörder zum Tode verurteilt wurde, der Mann einer Frau war, der unser als Schürzenjäger berüchtigter Graf lange Zeit nachgestellt hat. Bei Galbas Prozeß wurden viele Spekulationen von Zuschauern laut, daß das Beweismaterial äußerst fadenscheinig gewesen sei ...«

»He!« sagte Padway. »Bist du der Mann, der bereits diese andere Geschichte über Honorius eingereicht hat?«

»Richtig«, nickte der Schreiber. »Ich habe mich schon gewundert, weshalb du sie nicht gedruckt hast.«

»Wie lange, glaubst du wohl, würde man mich meine Zeitung ohne Einmischung der Behörden verbreiten lassen, wenn ich das täte?«

»Oh, daran habe ich nie gedacht.«

»Nun, denke beim nächstenmal daran. Ich kann diese zweite Geschichte auch nicht gebrauchen. Aber laß dich davon nicht entmutigen. Sie ist auf jeden Fall gut geschrieben. Woher beziehst du eigentlich diese Nachrichten?«

Der Mann grinste. »Ich höre Dinge. Und was ich nicht höre, hört meine Frau.«

»Zu schade, daß ich nicht wage, eine Klatschspalte einzuführen«, sagte Padway. »Aber du scheinst das Zeug zu einem Zeitungsmann zu haben. Wie heißt du?«

»Georg Menandrus.«

»Das ist griechisch, nicht wahr?«

»Meine Eltern waren Griechen, ich bin Römer.«

»Gut, Georg. Bleib' mit mir in Verbindung. Vielleicht brauche ich eines Tages einen Assistenten, um diese Zeitung hier zu leiten.«

Padway suchte voll Zuversicht einen Gerber auf, um eine weitere Bestellung für Pergament aufzuge-

ben. »Wann brauchst du es?« fragte der Gerber.

Padway sagte: »In vier Tagen.«

»Das ist unmöglich. Bis dahin habe ich vielleicht fünfzig Blatt. Sie kosten dich fünfmal so viel wie die ersten.«

Padway sperrte den Mund auf. »Um Gottes willen, warum denn?«

»Du hast mit deinem ersten Auftrag praktisch den ganzen Vorrat von Rom aufgebraucht«, erklärte der Gerber. »Nein, es geht beim besten Willen nicht.«

Padway dachte nach und mußte zugeben, daß der Mann recht hatte. Pergament war ein Nebenprodukt der Schaf- und Ziegenindustrie. Eine stark gestiegene Nachfrage mußte automatisch dazu führen, daß die Preise in die Höhe stiegen – ohne daß das Angebot dabei größer wurde. Wenn die Römer auch von Wirtschaftspolitik praktisch nichts verstanden, funktionierte das Gesetz von Angebot und Nachfrage recht gut.

Aber Padway brauchte Papier! Seine zweite Ausgabe würde sich sehr verspäten.

Um sich nun entsprechendes Material zu beschaffen, ging er zu einem Filzmacher und forderte ihn auf, ein paar Pfund weißes Tuch in Fetzen zu zerreißen und daraus den feinsten Filz herzustellen, den es überhaupt gibt. Der Mann produzierte ein Blatt, das wie ausnehmend dickes und samtiges Löschpapier aussah. Padway wies den Filzmacher geduldig darauf hin, daß er das Tuch noch feiner zerreißen

müsse. Als er die Werkstätte verließ, sah er, wie der Mann sich vielsagend mit dem Finger an die Stirn tippte. Aber nach dem zwanzigsten Versuch präsentierte er ihm doch ein Papier, das sich nicht schlechter zum Schreiben eignete als ein Papiertaschentuch aus dem zwanzigsten Jahrhundert.

Und dann kam die große Enttäuschung! Ein Tropfen Druckerschwärze breitete sich auf diesem Papier zu einem Flecken mit einigen Zentimetern Durchmesser aus. Padway wies den Mann an, zehn weitere Blätter herzustellen und einem jeden eine andere Substanz zuzufügen – Seife, Olivenöl, usw.

An diesem Punkt angelangt, drohte der Mann damit, den Versuch aufzugeben, und es blieb Padway nichts anderes übrig, als ihm eine Preiserhöhung zuzusagen. Und dann stellte sich endlich der Erfolg ein: wenn man der Masse etwas Ton beifügte, ließ sich brauchbares Schreibpapier erzeugen.

Als dann die zweite Ausgabe verkauft war, hörte er auf, sich Sorgen darüber zu machen, ob er im Geschäft bleiben würde. Dafür plagte ihn jetzt immer häufiger ein anderer Gedanke: was sollte er unternehmen, wenn der Gotenkrieg wirklich begann? In seiner eigenen Geschichte hatte dieser Krieg zwanzig Jahre lang gewütet und ganz Italien erfaßt. Nahezu jede Stadt von einiger Bedeutung war wenigstens einmal belagert oder eingenommen worden. Rom selbst würde durch Belagerungen, Hungersnöte

und Pestilenz praktisch entvölkert werden. Wenn er lange genug lebte, würde er vielleicht noch die Invasion in der Lombardei miterleben und das nahezu völlige Verlöschen der italischen Zivilisation. Und all das paßte überhaupt nicht zu seinen Plänen.

Er versuchte, sich aus dieser trüben Stimmung zu reißen. Wahrscheinlich war das Wetter schuld daran; seit zwei Tagen regnete es beinahe unablässig. Das ganze Haus war feucht und muffig. Das einzige, was man dagegen unternehmen konnte war, ein Feuer zu machen. Und dafür war die Luft bereits zu warm. Also saß Padway da und starrte mürrisch in den bleiernen Himmel.

Zu seiner Überraschung brachte Fritharik Thomasus Kollegen, Ebenezer, den Juden herein. Ebenezer war ein gebrechlich wirkender freundlicher alter Mann mit einem langen weißen Bart. Er war von äußerst orthodoxer Einstellung und hielt sich strikt an die Regeln seiner Religion.

Ebenezer legte seinen Umhang ab und fragte: »Wo hin kann ich das legen, damit es nicht tropft, ehrenwerter Martinus. Ah. Vielen Dank. Ich war hier geschäftlich unterwegs und dachte mir, ich würde mal bei dir vorbeisehen, wenn ich darf. Nach allem, was ich von Thomasus höre, muß es bei dir sehr interessant sein.« Er drückte das Wasser aus seinem Bart.

Padway war froh, daß jemand ihn von seinen trüben Gedanken ablenkte. Er führte den alten Mann herum.

Ebenezer musterte ihn unter buschigen weißen Brauen. »Ah. Jetzt glaube ich es selbst, daß du aus einem fernen Lande kommst. Beinahe aus einer anderen Welt. Nehmen wir nur zum Beispiel dein famoses System der Arithmetik; es hat unser ganzes Bankwesen verändert ...«

»Was?« schrie Padway. »Was weißt du denn davon?«

»Wieso?« meinte Ebenezer, »Thomasus hat das Geheimnis an Vardan und an mich verkauft. Ich dachte du wüßtest das.«

»So, das hat er also getan? Wieviel?«

»Je hundertfünfzig Solidi. Hast du denn nicht ...«

Padway stieß einen blumenreichen lateinischen Fluch aus – seine Sprachkenntnisse hatten inzwischen erheblich zugenommen – griff nach Hut und Umhang und eilte zur Tür.

»Wohin gehst du, Martinus?« fragte Ebenezer verwundert.

»Ich werde diesem Halsabschneider sagen, was ich von ihm halte!« brauste Padway auf. »Und dann werde ich ...«

»Hat Thomasus dir versprochen, das Geheimnis für sich zu behalten? Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß er ...«

Padway blieb mit der Hand auf der Türklinke stehen. Jetzt, wo er darüber nachdachte, mußte er einräumen, daß der Syrer nie versprochen hatte, das Geheimnis der arabischen Ziffern für sich zu behalten.

Padway hatte es für selbstverständlich gehalten, daß er das nicht tun würde, ja, daß er gar kein Interesse daran haben könnte, es zu tun. Aber wenn Thomasus Bargeld brauchte, gab es kein legales Mittel, mit dem man ihn daran hindern konnte, das Wissen an jeden Beliebigen weiterzugeben – oder zu verkaufen.

Langsam beruhigte sich Padway. Er erkannte jetzt, daß er eigentlich gar nichts verloren hatte. Schließlich hatte er ja beabsichtigt, die arabischen Ziffern zu verbreiten. Was ihn aber ärgerte war, daß Thomasus eine so beachtliche Summe erzielt hatte, ohne Padway einen Anteil anzubieten. Aber das war typisch Thomasus. Der Mann war in Ordnung, aber wie Nevitta gesagt hatte, man dürfte ihn nicht aus dem Auge lassen.

Als Padway dann am Nachmittag in Thomasus Haus auftauchte, hatte er Fritharik bei sich. Fritharik trug eine schwere Kasette, die mit Gold gefüllt war.

»Martinus«, rief Thomasus erregt aus, »du willst wirklich all deine Darlehen zurückzahlen? Wo hast du denn das ganze Geld her?«

»Das ist meine Sache«, grinste Padway. »Hier ist eine Abrechnung über Kapital und Zinsen. Ich bin es leid zehn Prozent zu bezahlen, wenn ich das gleiche für siebeneinhalb kriegen kann.«

»Was? Wer gibt denn solch absurde Zinssätze?«

»Dein ehrenwerter Kollege Ebenezer. Hier ist eine Kopie des neuen Wechsels.«

»Nun, ich muß schon sagen, das hätte ich von Ebenezer nicht erwartet. Wenn das alles stimmt, sollte ich mich wohl seinem Angebot anpassen.«

»Du wirst es schon übertreffen müssen. Schließlich hast du an meiner Arithmetik genug verdient.«

»Aber Martinus, was ich getan habe, war doch völlig legal ...«

»Ich hab' auch gar nichts anderes behauptet.«

»Nun – schön. Wahrscheinlich hat Gott es so geplant. Ich geb' dir sieben und vier Zehntel.«

Padway lachte bloß.

»Dann eben sieben. Aber das ist mein letztes Angebot. Weiter kann ich nicht heruntergehen.«

Als Padway seine alten Wechsel, eine Quittung für die alten Darlehen und eine Kopie des neuen Wechsels an sich genommen hatte, fragte Thomasus: »Wie hast du Ebenezer denn dazu gebracht, dir ein so unerhörtes Angebot zu machen?«

»Ich hab' ihm gesagt, daß er das Geheimnis der neuen Arithmetik von mir gratis hätte haben können.«

Padways nächstes Projekt war eine Uhr. Er würde mit der einfachsten Konstruktion anfangen: ein Gewicht am Ende einer Schnur, eine Ratsche, ein Getriebe, ein Zeiger und das Zifferblatt von einer zerbeulten alten Clepsydra oder Wasseruhr, die er gebraucht kaufte, ein Pendel und ein Hemmwerk. Stück für Stück setzte er die Teile zusammen – alle

mit Ausnahme des Hemmwerks. Er hatte nicht damit gerechnet, daß es so schwierig sein würde, ein Hemmwerk zu bauen. Er konnte den hinteren Dekkel seiner Armbanduhr abnehmen und das Hemmwerk dort betrachten, wie es sich vergnügt im Kreise drehte. Zerlegen wollte er seine Uhr nicht, weil er Angst hatte, er könnte sie nachher nicht wieder zusammensetzen. Außerdem waren die Teile so winzig, daß er sie nicht genau nachbauen konnte.

Aber er konnte das verdammte Ding *sehen*; warum konnte er also keine vergrößerte Kopie davon machen? Die Handwerker lieferten ihm einige Räder und die kleinen dazugehörigen Greifer. Padway feilte, schabte und bog. Aber es funktionierte nicht. Die Greifer hielten die Zähne der Räder fest und ließen sie nicht mehr los. Oder sie hielten sie überhaupt nicht fest, so daß die Welle, um die die Schnur gewickelt war, sich auf einmal durchdrehte. Schließlich gelang es Padway, wenigstens eines seiner Gebilde so einzustellen, daß die Greifer das Hemmrad langsam ablaufen ließen, jedesmal also einen Zahn erfaßten und wieder losließen. Aber man mußte das Pendel von Hand bewegen. Wenn man die Hand vom Pendel nahm, schwang es noch einige Male mißmutig hin und her und blieb dann stehen.

Schließlich gab es Padway auf. Eines Tages, wenn er mehr Zeit, bessere Werkzeuge und bessere Instrumente hatte, würde er dieses Thema wieder aufgreifen. Er verstaute seine Rädchen in einer Kellerecke.

Vielleicht war es sogar ganz gut, dachte er, daß er diesmal keinen Erfolg gehabt hatte. Auf diese Weise wurden ihm auch seine Grenzen bewußt.

Eines Tages besuchte ihn Nevitta. »Wieder gesund, Martinus? Fein. Ich hab' doch gewußt, daß du eine kräftige Konstitution hast. Wie wär's denn, wenn du jetzt mit mir zu den Rennen gingst. Dort kannst du ein paar Solidi verlieren. Und über Nacht bleibst du dann auf meinem Hof.«

»Würde ich gern tun. Aber zuerst muß ich heute nachmittag noch die *Times* zu Bett bringen.«

»Zu Bett bringen?« fragte Nevitta.

Padway erklärte.

»Ach so. Haha«, machte Nevitta. »Ich hab' schon gedacht, du hättest eine Freundin, die Tempora heißt. Dann eben morgen zum Abendessen.«

»Und wie komme ich hin?«

»Hast du ein Sattelpferd?« erkundigte sich der Gote. Als Padway verneinte, versprach er:

»Ich schicke dir morgen Herman mit einem Pferd.«

So kam es, daß am nächsten Nachmittag Padway, mit einem neuen Paar rindlederner byzantinischer Stiefel bekleidet, neben Herman die Via Flaminia hinaufritt. Die römische Campagna war, wie er feststellte, immer noch verhältnismäßig wohlhabendes Ackerland. Erst im Mittelalter würde daraus eine verlassene Wüstenei werden.

»Wie war das Rennen?« fragte Padway.

Wie es schien, waren Hermans Lateinkenntnisse gering, wenn auch noch weit besser als Padways Gotisch.

»Oh, mein Meister ... Er furchtbar ärgerlich. Er reden ... du wissen ... großer Sportsmann ... aber Geld verlieren ... hat fünfzig Sesterzen auf Pferd verloren. Machen Lärm wie ... du wissen ... wie Löwe mit Halsschmerzen.«

Auf dem Hof lernte Padway Nevittas Frau, eine plump gebaute Person, die kein Latein konnte, und seinen ältesten Sohn, Dagalaif, kennen, einen gotischen *Scaio* oder Feldpolizisten, der gerade seinen Urlaub zu Haus verbrachte. Das Abendessen entsprach durchaus den Berichten, die Padway über den Appetit der Goten gehört hatte. Als angenehme Überraschung konstatierte er, daß das Bier, das ihm angeboten wurde, wesentlich besser schmeckte als das Zeug, das man unter diesem Namen in Rom verkaufte.

Dagalaif, dem sein Vater offenbar von Padway erzählt hatte, wollte wissen:

»Sag, Martinus, weißt du, wie der Krieg sich entwickeln wird?«

Padway zuckte die Achseln.

»Ich weiß nur, was jeder andere auch weiß. Ich habe keinen privaten Draht – ich meine, keinen Spion am Himmel. Aber wenn ihr meine Meinung hören wollt, dann würde ich sagen, daß Belisarius die-

sen Sommer in Bruttium einfallen und im August Neapel belagern wird. Seine Streitkräfte werden nicht besonders groß sein, aber er wird verdammt schwer zu schlagen sein.«

Dagalaif zuckte die Achseln.

»Nun, wir werden's ihm schon zeigen. Eine Handvoll Griechen hat gegen die vereinte Macht der gotischen Nation keine Chance.«

»Das haben die Vandalen auch gedacht«, antwortete Padway trocken.

»Äh«, machte Dagalaif. »Dafür machen wir auch nicht die gleichen Fehler wie die Vandalen.«

»Ich weiß nicht, Sohn«, meinte Nevitta. »Mir scheint, wir machen sie schon heute – oder andere, die genauso schlimm sind. Dieser König, den wir haben – er taugt nur dazu, seinen Nachbarn um Land zu beschwindeln und lateinische Gedichte zu schreiben und in Büchereien herumzuznüffeln. Besser wäre es, wir hätten einen Analphabeten wie Theoderich. In den nächsten Monaten ist es für unseren Führer bestimmt wichtiger, daß er mit einem Schwert umgehen kann, als *amo*, *amas*, *amat* sagen zu können.«

Padway kehrte in bester Stimmung nach Rom zurück. Nevitta war, abgesehen von Thomasus, dem Syrer, der erste Mensch, der ihn in sein Haus eingeladen hatte. Und Padway war trotz seiner etwas kühlen Art ein geselliger Mensch. Er war in der Tat so gut gestimmt, daß er abstieg und Herman die Zügel des geborgten Pferdes reichte, ohne die drei vierschrötigen Gestalten zu bemerken, die vor seinem Hause herumlungerten.

Als er auf das Tor zuing, vertrat ihm der Größte der drei, ein schwarzbärtiger Hüne den Weg. Der Mann hielt ein Blatt in der Hand und las laut vor.

»Mittelgroß, braunes Haar, braune Augen, große Nase, kurzer Bart. Spricht mit fremdländischem Akzent.«

Dann blickte er auf. »Bist du Martinus Paduei?«

»*Sic. Quis est?*«

»Du stehst unter Arrest. Kommst du gutwillig mit?«

»*Was?* Wer ... wozu?«

»Befehl des Stadtpräfekten. Zauberei.«

»Aber ... aber ... he, du kannst doch nicht ...«

»Ich sagte *gutwillig*.«

Die beiden anderen Männer hatten sich zu beiden Seiten an Padway herangeschoben, und jetzt ergriff jeder von ihnen einen Arm und drängte Padway die Straße hinunter. Als dieser sich widersetzte, hielt ei-

ner der Männer plötzlich einen kurzen Knüppel in der Hand. Padway sah sich verstört um. Herman war bereits außer Sichtweite. Fritharik war auch nicht zu sehen. Zweifellos schlief er, wie üblich. Padway füllte die Lungen, um zu schreien, und in diesem Augenblick verstärkte sich der Griff des Mannes links von ihm, und er hob drohend seinen Knüppel. Padway schrie nicht.

Sie führten ihn zu dem alten Gefängnis unter dem Capitol. Padway war immer noch ganz benommen, als der Schreiber seinen Namen, sein Alter und seine Adresse verlangte. Alles, woran er sich erinnern konnte, war, daß er einmal gehört hatte, daß man in solcher Lage das Recht hatte, seinen Anwalt anzurufen, ehe sie einen einsperrten. Aber dieses Wissen schien ihm unter den augenblicklichen Umständen nicht besonders nützlich.

Ein kleiner drahtiger Italer, der auf einer Bank gesessen hatte, stand auf.

»Was ist das, ein Zaubereifall, der einen Ausländer betrifft? Scheint mir wie ein nationaler Fall.«

»O nein, das ist es nicht«, widersprach der Schreiber. »Ihr nationalen Beamten habt in Rom nur in gemischten, römisch-gotischen Fällen etwas zu sagen. Dieser Mann ist kein Gote. Er bezeichnet sich als Amerikaner – ich weiß auch nicht, was das ist.«

»Doch! Lies deine Bestimmungen. Das Büro des Prätorianer-Präfekten übt in allen Kapitalfällen, die mit Fremden zu tun haben, die oberste Gerichtsbar-

keit aus. Wenn du eine Zauberei anklage hast, übergibst du sie und den Gefangenen an uns. Komm jetzt.«

Der kleine Mann trat auf Padway zu. Padway gefiel der Begriff »Kapitalfall« gar nicht.

»Sei kein Narr«, warnte der Schreiber. »Glaubst du, du kannst ihn bis nach Ravenna zum Verhör bringen? Schließlich haben wir auch eine gute Folterkammer hier.«

»Ich tue nur meine Pflicht«, herrschte ihn der Staatspolizist an. Er packte Padway am Arm und fing an, ihn auf die Tür zuzuzerren. »Komm' jetzt mit, Zauberer. In Ravenna werden wir dir die moderne Folterkunst zeigen. Diese römischen Bullen haben keine Ahnung.«

»*Christus!* Bist du verrückt?« schrie der Schreiber. Er sprang auf und packte Padways anderen Arm; der schwarzbärtige Mann, der ihn verhaftet hatte, tat es ihm gleich. Und der Staatspolizist zog auch und ebenso die anderen beiden.

»He!« schrie Padway. Aber die diversen Funktionäre waren viel zu sehr in ihren sportlichen Wettstreit vertieft, um es zu bemerken.

Schließlich rief der Staatspolizist mit einer Stimme, die geradezu schmerzhaft durchdringend klang: »Justinus, lauf zum Präfekten und sage dort, daß dieses städtische Pack versucht, uns einen Gefangenen streitig zu machen!«

Ein Mann rannte aus der Tür. Eine weitere Tür

öffnete sich und ein dicker, schläfrig aussehender Mann trat ein. »Was soll der Lärm?« fragte er.

Der Schreiber und der Bezirkspolizist nahmen Haltung an und ließen Padway los. Im gleichen Augenblick fing der Staatspolizist an, ihn zur Tür zu schleppen, worauf die Ortspolizisten ihre respektvolle Haltung vergaßen und ihn wieder packten. Alle schrien gleichzeitig auf den Dicken ein. Padway vermutete, daß er der *Bezirkscommentariensis*, das heißt also der Polizeichef, war.

In dem Augenblick traten zwei weitere Bezirkspolizisten mit einem dünnen ausgemergelten Gefangenen ein. Sie schlossen sich mit echt italienischer Begeisterung dem Disput an – was bedeutete, daß sie beide Hände gebrauchten. Ihr Gefangener schoß sofort zur Tür hinaus. Die Polizisten bemerkten seine Abwesenheit erst nach einer vollen Minute.

Und dann begannen sie einander anzuschreien: »Warum hast du ihn laufen lassen?«

»Du Idiot, du hast ihn doch laufen lassen!«

Der Mann namens Justinus kam mit einer elegant gekleideten Person zurück, die sich als *Corniculatis* oder Adjutant des Präfekten vorstellte. Dieses Individuum fuchtelte mit einer gezierten Handbewegung in Richtung auf die kämpfende Gruppe und sagte: »Laßt ihn gehen Leute. Ja, du auch Sulla.« (Das war der Staatspolizist) »Wenn ihr so weitermacht, bleibt ja nichts von ihm übrig, das man ver-
hören könnte.«

Der Stille nach zu schließen, die in dem jetzt wirklich überfüllten Raum herrschte, war der Adjutant des Präfekten ein ziemlich großes Tier.

Jetzt stellte das große Tier noch ein paar Fragen und dann meinte er: »Es tut mir leid, mein lieber alter *Commentariensius*, aber ich fürchte der Mann gehört uns.«

»Nein, das tut er nicht«, protestierte der Polizeichef. »Ihr könnt doch nicht einfach hier hereinkommen und euch einen Gefangenen wegschnappen, wenn es euch gerade so gefällt. Wenn ich ihn euch überlasse, kostet mich das meinen Posten.«

Der Adjutantpräfekt gähnte. »Aber, aber, du *langweilst* mich. Du vergißt, daß ich den Prätorianerpräfekten vertrete, der wiederum den König vertritt. Wenn ich dir also den Befehl gebe, mir den Gefangenen zu überlassen, dann überläßt du ihn mir und damit hat das ein Ende. Und das befehle ich dir hiermit.«

»Dann befehle es doch. Du mußt ihn mir gewaltsam wegnehmen, und ich habe hier mehr Leute als du.« Der Polizeichef strahlte wie ein Honigkuchenpferd und drehte die Daumen. »Clodianus, geh' und hol' unseren ehrenwerten Stadtgouverneur, falls er Zeit für uns hat. Jetzt wollen wir doch sehen, ob wir in unserem eigenen Gefängnis noch etwas zu sagen haben.« Der Schreiber ging weg. »Wir könnten natürlich auch die salomonische Methode anwenden«, fuhr der Polizeichef dann fort.

»Du meinst, ihn in zwei Stücke schneiden?« fragte der Adjutantpräfekt.

»Richtig. Jesus Christus, das wäre komisch, oder? Ho, ho, ho, ho!« Der Polizeichef lachte schrill bis ihm die Tränen über die Wangen kullerten. »Möchtest du lieber das Kopfende oder die Beine? Ho, ho, ho, ho!«

Die anderen Bezirksbeamten lachten pflichtschuldig mit. Auch der Adjutantpräfekt gestattete sich ein müdes, gelangweiltes Lächeln. Padway hielt den Humor des Polizeichefs dagegen für ziemlich geschmacklos.

Schließlich kam der Schreiber mit dem Stadtgouverneur zurück. Graf Honorius trug eine Tunika mit den zwei Purpurstreifen eines römischen Senators und bewegte sich mit so gemessenen Schritten, daß Padway sich fragte, ob man ihm die Schritte vorher mit Kreidemarkierungen gekennzeichnet hatte. Honorius hatte ein eckiges Kinn und strahlte etwa die Wärme einer Schildkröte aus.

»Was soll der Lärm hier?« fragte er scharf. »Schnell, ich habe es eilig.«

Alles redete durcheinander. Der Schreiber zerrte ein paar Gesetzesbücher hervor, und dann steckten alle die Köpfe zusammen und redeten leise aufeinander ein, wobei jeder auf die ihm wichtig erscheinenden Stellen in den Büchern deutete.

Schließlich gab es der Staatspolizist auf. Er gähnte. »Ach meinetwegen, wäre sowieso scheußlich

langweilig, ihn bis nach Ravenna zu schleppen. Besonders, wo jetzt die Moskitozeit dort anfängt. Es war mir eine Ehre, Herr Graf.« Er verbeugte sich vor Honorius, nickte den anderen Anwesenden zu und entschwand.

»Was tun wir jetzt mit ihm, da wir ihn haben?« fragte Honorius. »Zeig die Anzeige her!«

Der Schreiber brachte ein Stück Papier zum Vorschein und reichte es dem Grafen.

»... und ferner, daß besagter Martinus Paduei sich in schlimmer Absicht mit dem Bösen zusammengetan hat, der ihn die diabolischen Künste der Zauberei lehrte, womit er die Bürger der Stadt Rom in Gefahr gebracht hat. Gezeichnet, Hannibal Scipio von Palermo.«

»War dieser Hannibal Scipio nicht einmal ein Mitarbeiter von dir?«

»Ja, mein Herr Graf«, erwiderte Padway und erklärte, unter welchen Umständen er sich von seinem Vorarbeiter getrennt hatte. »Er bezieht sich auf meine Druckerpresse. Ich kann leicht zeigen, daß es sich um ein einfaches mechanisches Gerät handelt, das ebensowenig mit Zauberei zu tun hat wie Eure Wasseruhren.«

»Hm«, machte Honorius, »das kann stimmen oder nicht.« Er musterte Padway aus zusammengekniffenen Augen. »Deine neuen Unternehmungen waren ziemlich erfolgreich, nicht wahr?«

»Ja und nein, mein Herr und Graf. Ich habe etwas

Geld verdient, aber den größten Teil davon habe ich wieder ins Geschäft gesteckt. Auf diese Weise besitze ich nicht viel mehr Bargeld, als ich für meine täglichen Ausgaben brauche.«

»Jammerschade«, sagte Honorius. »Das sieht ja gerade so aus, als müßten wir den Fall doch vor Gericht bringen.«

Padway wurde unter den durchdringenden Blicken des Gouverneurs immer nervöser, ließ es sich aber nicht anmerken.

»Oh, ich glaube nicht, daß Herr Graf interessiert daran sind, meinen Fall vor Gericht zu bringen. Sie haben auch keine Beweise. Es wäre Eurer Würde höchst abträglich, den Fall vor Gericht zu bringen.«

»So? Wirklich? Guter Mann, ich fürchte du weißt nicht, was für hervorragende Untersuchungsbeamten wir haben. Bis die mit ihrem ... äh ... Verhör fertig sind, wirst du alles mögliche zugegeben haben.«

»Hm – m – m, mein Herr und Graf ich sagte, ich hätte nicht viel *Bargeld*, aber ich habe da eine Idee, die euch vielleicht interessieren könnte.«

»So ist's besser. Lutetius, darf ich dein Büro benutzen?«

Ohne auf eine Antwort zu warten, marschierte Honorius auf das Büro zu und gab Padway durch eine Kopfbewegung zu verstehen, daß er ihm folgen sollte. Der Beamte blickte ihnen mürrisch nach. Offenbar ärgerte er sich über den Verlust seines Anteils an dem Handel.

Honorius wandte sich Padway zu.

»Du hattest doch nicht etwa die Absicht, deinen Gouverneur zu bestechen, oder?« fragte er kalt.

»Nun ... äh ... nicht gerade das ...«

Der Graf wirbelte herum. »Wieviel?« herrschte er Padway an. »Und in was – in Juwelen?«

Padway seufzte erleichtert. »Bitte, Herr Graf, nicht so schnell.

Ich muß Euch das erklären.«

»Hoffentlich taugt die Erklärung etwas.«

»Es ist so: ich bin nur ein armer Fremder in Rom und lebe ganz von meinem Verstand. Das einzig wirklich Wertvolle, was ich besitze ist dieser Verstand. Aber wenn man mich richtig behandelt, läßt sich daraus Kapital schlagen.«

»Zur Sache, junger Mann.«

»Hier gibt es doch ein Gesetz gegen Gesellschaften mit beschränkter Haftung, soweit es sich nicht um öffentliche Unternehmungen handelte, oder?«

Honorius rieb sich das Kinn. »Wir hatten einmal ein solches Gesetz. Ich weiß nicht, ob es noch existiert. Warum fragst du?«

»Nun, wenn Ihr den Senat dazu bringen könnt, dem alten Gesetz eine Ergänzung hinzuzufügen – ich glaube nicht, daß es nötig wäre, aber es sähe besser aus – könnte ich euch zeigen, wie ihr und ein paar andere Senatoren, die es verdienen, aus einer solchen Gesellschaft großen Nutzen schlagen könntet.«

Honorius richtete sich auf. »Junger Mann, das ist ein miserables Angebot. Du solltest wissen, daß die Würde eines Patriziers es nicht zuläßt, daß er Handel treibt.«

»Ihr würdet keinen Handel treiben, Graf. Ihr wäret Aktionäre.«

»Wir wären was?«

Padway erklärte, wie eine Aktiengesellschaft funktioniert.

Honorius rieb sich wieder das Kinn. »Ja, ich verstehe. An was für eine Gesellschaft hast du gedacht?«

»An eine Gesellschaft für die Übermittlung von Informationen über lange Strecken – und zwar viel schneller als ein Bote reisen kann. In meinem Land nennt man das einen Semaphore-Telegraf. Die Gesellschaft bezieht ihr Einkommen von den Gebühren, die für private Nachrichten bezahlt werden. Es würde natürlich nicht schaden, wenn Ihr eine Unterstützung aus dem königlichen Schatz bekommen würdet, mit der Begründung, daß es sich um eine Institution handelt, die der nationalen Verteidigung nützt.«

Honorius überlegte. Dann meinte er:

»Ich möchte mich jetzt noch nicht festlegen; ich muß über die Angelegenheit nachdenken und mit meinen Freunden sprechen. In der Zwischenzeit wirst du natürlich hier unter Lutetius Aufsicht bleiben.«

Padway grinste. »Herr Graf, Eure Tochter heiratet doch nächste Woche, oder?«

»Ja, und?«

»Ihr wollt doch, daß die Hochzeit in meiner Zeitung erwähnt wird, oder? Eine Liste der bedeutenden Gäste, ein Holzschnitt der Braut usw.«

»Hm. Das wäre nicht schlecht.«

»Nun, dann solltet Ihr mich aber nicht festhalten, sonst kann ich die Zeitung nicht herausbringen. Es wäre jammerschade, wenn ein solches Ereignis nicht in die Presse käme, weil der Herausgeber der Zeitung zu der Zeit im Gefängnis sitzt.«

Honorius lächelte.

»Für einen Barbaren bist du nicht so dumm, wie man glauben möchte. Ich werde dich freilassen.«

Als Padway das Gefängnis hinter sich zurückgelassen hatte, blieb er stehen und atmete tief aus. Dann fluchte er hingebungsvoll. Es war gut, daß keiner der Beamten seine Angst bemerkt hatte.

Sobald er in seiner »Redaktion« alles in Ordnung gebracht hatte, führte er eine lange Unterredung mit Thomasus. Kurz darauf bewegte sich eine Prozession von fünf Sänften auf sein Haus zu. Die Senatoren schienen nicht nur bereit, sondern geradezu begierig, ihr Geld auf den Tisch zu legen, insbesondere, nachdem sie die herrlichen Aktienzertifikate gesehen hatten, die Padway hatte drucken lassen. Allerdings schienen sie über das geplante Unternehmen nicht die gleiche Ansicht zu haben wie Padway.

Einer von ihnen stieß ihn in die Seite und grinste:

»Mein lieber Martinus, du wirst doch nicht *wirklich* diese lächerlichen Signaltürme aufstellen lassen?«

»Nun«, meinte Padway vorsichtig, »das hatte ich eigentlich vor.«

Der Senator blinzelte. »Oh, ich verstehe schon, daß du ein paar aufstellen mußt, um die Dummen hereinzulegen und damit wir unsere Aktien mit Gewinn verkaufen können. Aber *wir* wissen doch, daß das alles nur Spiegelfechterei ist, nicht wahr? Mit deinen Signalen verdienst du doch in tausend Jahren noch kein Geld.«

Padway verzichtete darauf, mit dem Mann zu streiten, sowie er auch darauf verzichtete, ihnen zu erklären, weshalb er Wert darauf gelegt hatte, daß Thomasus, der Syrer, Ebenezer, der Jude, und Vardan, der Armenier, je achtzehn Prozent des Aktienkapitals übernommen hatten. Die Senatoren könnten sich sonst dafür interessieren, daß diese drei Bankiers sich schon vorher einverstanden erklärt hatten, mit ihren Aktien so zu verfahren wie Padway sie anwies. Damit verfügte er über vierundfünfzig Prozent des Kapitals und hatte die unumschränkte Bestimmungsgewalt über die neue Gesellschaft.

Padway war dazu entschlossen, seine Telegrafengesellschaft zum Erfolg zu führen, beginnend mit einer Reihe von Türmen, die von Neapel über

Rom nach Ravenna führte, was natürlich auch seinem Zeitungsgeschäft zustatten kommen würde. Und da sah er sich auch schon der ersten elementaren Schwierigkeit gegenüber: Wenn er seine Kosten niedrig halten wollte, um möglichst bald Profit aus der Gesellschaft zu ziehen, brauchte er Teleskope, um die Türme möglichst weit auseinander bauen zu können. Teleskope erforderten aber Linsen. Wo in der Welt gab es Linsen oder Leute, die welche anfertigen konnten? Natürlich, es gab da ein Gerücht über Neros Smaragdorgnette ... Padway suchte Sextus Dentatus, den Goldschmied auf, der damals sein modernes Geld in Sesterzen umgewechselt hatte. Dentatus verwies ihn auf Florianus, den Glaser.

Zwei Tage darauf war Padway davon überzeugt, daß dies nicht der richtige Weg war. Das, was einer Glasindustrie am nächsten kam, befand sich in Puteoli, in der Nähe von Neapel. Und es würde eine Ewigkeit dauern, die Sache auf brieflichem Wege ins Rollen zu bringen.

Padway ließ Georg Menandrus holen und engagierte ihn als Chefredakteur seines Blattes. Ein paar Tage lang redete er, bis er heiser und Menandrus beinahe taub war und versuchte, ihm die Grundzüge der Redaktionsarbeit beizubringen. Dann verließ er besorgt Rom und reiste zusammen mit Fritharik nach Neapel.

Dort angekommen, suchten die beiden Männer den von Dentatus bezeichneten Platz, wo eine der

größten Glasfabriken stand. Padway erkundigte sich bei dem Posten nach Andronicus, dem Inhaber. Andronicus war ein kleiner, kräftiger Mann, der über und über mit Schmutz bedeckt war. Als Padway sich zu erkennen gab, rief Andronicus:

»Nur herein, meine Herren! Ich habe genau das, was ihr braucht.«

Sie folgten ihm und betraten ein Vestibül, das zugleich das Büro war und nur aus Regalen zu bestehen schien. Und diese Regale waren vollgestopft mit Glasgegenständen. Andronicus zog eine Vase heraus.

»Seht! Solche Klarheit! Weißeres Glas bekommt ihr nicht einmal in Alexandria! Nur zwei Solidi!«

Padway wehrte ab: »Ich suche keine Vase, mein lieber Mann. Ich möchte ein paar kleine Glasstücke, die besonders ...«

»Perlen? Natürlich. Seht!«

»Keine Perlen ...«

»Dann einen Becher! Hier ist einer.«

»Verdammt!« schrie Padway. »Willst du jetzt zuhören?«

Als Andronicus Padway endlich seine Wünsche erklären ließ, sagte der Neapolitaner:

»Natürlich! Ich habe solche Ornamente gesehen. Ich habe sie bis übermorgen fertig.«

»Das ist unmöglich«, erklärte Padway. »Sie müssen eine genau sphärische Oberfläche haben. Du mußt eine Konkavfläche gegen eine Konvexfläche schlei-

fen. Wie sagt ihr hier für *Schmirgel*? Das Zeug, das man zum Schleifen benutzt?«

Padway und Fritharik reisten nach Neapel weiter und gingen zum Hause eines Vetters von Thomasus, der sich Antiochus, der Reeder, nannte. Die Begrüßung war nicht gerade herzlich. Es ergab sich, daß Antiochus ein fanatisch orthodox eingestellter Mann war. Der nestorianische Glauben seines Veters war ihm verhaßt. Seine spitzen Bemerkungen über Ketzer waren seinen Gästen so unangenehm, daß sie sein Haus schließlich am dritten Tage verließen. Sie bezogen in einer Herberge Quartier, deren sanitäre Einrichtungen so primitiv waren, daß es Padway ekelte.

Jeden Morgen ritten sie nach Puteoli, um zu sehen, welche Fortschritte die Linsen machten. Und Andronicus versuchte jedesmal, ihnen eine Tonne Glaskram zu verkaufen.

Als sie schließlich nach einer Woche nach Rom zurückreisten, hatte Padway ein Dutzend Linsen, die Hälfte davon plankonvex, die andere Hälfte plankonkav. Er war sehr skeptisch, ob es ihnen gelingen würde, ein Teleskop herzustellen, nachdem er ein Linsenpaar vor das Auge gehalten und die Brennweite abgeschätzt hatte. Aber es funktionierte.

Als praktischste Kombination erwies sich eine Konkavlinse als Okular mit einer Konvexlinse, die etwa fünfundsiebzig Zentimeter davorstand. Das

Glas hatte Blasen, und das Bild war verzerrt. Aber Padways Teleskop, so primitiv es auch war, erlaubte immerhin, die Zahl der erforderlichen Signaltürme auf die Hälfte zu reduzieren.

Junianus, der Bauleiter der römischen Telegrafengesellschaft, kam keuchend in Padways Büro gerannt. Er sagte:

»Die Arbeit am dritten Turm der Neapellinie ist heute morgen durch eine Gruppe Soldaten aus der römischen Garnison aufgehalten worden. Ich fragte sie, was denn los sei, und sie sagten, sie wüßten es nicht; sie hätten nur die Anweisung, den Bau einzustellen. Was wirst du, verehrter Meister, dagegen unternehmen?«

Die Goten machten also Schwierigkeiten. Das hieß, daß man mit ihren oberen Instanzen verhandeln mußte. Padway zuckte unwillkürlich bei dem Gedanken zusammen, sich mehr auf die Politik einlassen zu müssen. Dann seufzte er:

»Ich werde wohl mit Liuderis sprechen müssen.«

Der Kommandeur der römischen Garnison war ein großer Gote, mit dem buschigsten weißen Schnurrbart, den Padway je gesehen hatte. Sein Latein war passabel. Hin und wieder freilich blickte er mit seinen wasserblauen Augen zur Decke und bewegte stumm die Lippen, als bete er; in Wirklichkeit prüfte er wahrscheinlich eine Deklination oder eine Konjugation, um die richtige Endung zu finden.

Er sagte:

»Mein guter Martinus, wir befinden uns im Krieg. Du baust diese geheimnisvollen Türme, ohne unsere Genehmigung zu erbitten. Einige deiner Hintermänner sind Patrizier, die für ihre progriechischen Gefühle bekannt sind. Was sollen wir glauben? Du solltest dich glücklich preisen, daß man dich nicht verhaftet hat.«

Padway protestierte:

»Ich hatte gehofft, das Militär würde meine Türme nützlich finden, um militärische Nachrichten zu übermitteln.«

Liuderis zuckte die Achseln.

»Ich bin nur ein einfacher Soldat und tue meine Pflicht. Ich verstehe nichts von diesen Geräten. Vielleicht funktionieren sie, wie du sagst, aber ich kann nicht die Verantwortung dafür übernehmen, daß sie weitergebaut werden.«

»Dann wirst du deinen Befehl nicht zurückziehen?«

»Nein. Wenn du eine Genehmigung willst, mußt du mit dem König sprechen.«

»Aber mein lieber Herr, ich habe doch nicht die Zeit, nach Ravenna zu reisen!«

Wieder ein Achselzucken. »Das ist mir egal, mein guter Martinus.«

So kam es, daß sich Padway – ganz gegen seinen Willen – am nächsten Tag auf den Weg machte. Fri-tharik begleitete ihn wieder.

In der Abenddämmerung des vierten Tages ritten sie in Ravenna ein. Die Stadt beherrschte die dreißig Meilen lange Straße, die die Adria von den Sumpflagunen im Westen trennte. Ein schwacher Sonnenstrahl glitzerte in den vergoldeten Kirchkuppeln. Die Kirchenglocken dröhnten, und die Frösche in den Lagunen verstummten, um dann erneut ihr Quaken zu beginnen. Padway dachte, daß jedermann, der diese Stadt jemals besucht hatte, diese Lautkulisse aus dem Dröhnen der Glocken, dem Krächzen der Frösche und dem dünnen hellen Summen der Moskitos immer im Gedächtnis behalten würde.

Padway vermutete, daß der Hofmarschall bereits mit einem boshaften Grinsen auf die Welt gekommen war. »Mein guter Mann«, sagte dieser wichtige Würdenträger, »ich kann dir für die nächsten drei Wochen unmöglich eine Audienz bei unserem König verschaffen.«

Drei Wochen! In dieser Zeit würde die Hälfte von Padways Maschinen zusammengebrochen sein, und keiner seiner Leute würde imstande sein, sie zu reparieren. Menandrus, der in Gelddingen recht großzügig war, besonders, wenn es sich um das Geld anderer handelte, würde die Zeitung in den Bankrott getrieben haben. Daran dachte Padway, streckte seine schmerzenden Beine und wollte gehen.

Der Italer wurde in diesem Augenblick zugänglicher.

»Aber«, rief er ehrlich überrascht, »hast du denn kein *Geld* mitgebracht?«

Natürlich, dachte Padway. Er hätte wissen müssen, daß der Mann nicht im Ernst gesprochen hatte.

»Was forderst du?«

Der Hofmarschall zählte an den Fingern ab.

»Nun, für zwanzig Solidi könntest du morgen eine Audienz bekommen. Für übermorgen ist mein Satz zehn Solidi, aber das ist Sonntag, folglich biete ich Audienzen am Montag um siebeneinhalb Solidi an. Für eine Woche im voraus zwei Solidi. Für zwei Wochen ...«

Padway unterbrach ihn, um für eine Audienz am Montag fünf Solidi anzubieten und wurde, nachdem er noch eine Flasche Branntwein zugegeben hatte, schließlich handelseinig.

Thiudahad, Tharasmunds Sohn, König der Ostgoten und Italer, Oberkommandierender der Armeen Italiens, Illyriens und Südgalliens, Graf von Toskanien, Präsident des Zirkus usw. usw., war etwa so groß wie Padway, schlank, beinahe hager und hatte einen kleinen grauen Bart. Er musterte seinen Besucher aus wäßrigen grauen Augen und sagte mit piepsender Stimme:

»Nur herein, nur herein, guter Mann. Was willst du? O ja. Martinus Paduei. Du bist doch der Herausgeber, nicht wahr?«

Padway verbeugte sich ehrfürchtig. »Der bin ich, Euer Majestät. Ehe wir zum Geschäft kommen, habe ich ...«

»Eine großartige Sache, diese Büchermaschine, die du hast. Ich habe davon gehört. Großartig für die Wissenschaft. Du mußt mit Cassiodorus sprechen. Ich bin sicher, er möchte gern, daß du seine *Gotische Geschichte* veröffentlichst. Ein großes Werk. Verdient weite Verbreitung.«

Padway wartete geduldig. »Ich habe ein kleines Geschenk für Euer Majestät. Ein ziemlich ungewöhnliches ...«

»Eh? Geschenk? Nur her damit! Laß sehen.«

Padway öffnete ein Etui.

Thiudahad piepste:

»Was zum Teufel ist das?«

Padway erklärte, wie ein Vergrößerungsglas funktionierte. Auf Thiudahads Kurzsichtigkeit ging er nicht ein.

Thiudahad ergriff ein Buch und versuchte, mit Hilfe des Glases zu lesen. Er quiekte beinahe vor Freude. »Schön, mein guter Martinus. Werde ich jetzt ohne Kopfschmerzen lesen können?«

»Das hoffe ich, Euer Majestät. Zumindest sollte es helfen. Und, um jetzt zu meiner Sache zu kommen...«

»O ja. Du wolltest mich sprechen, um über Cassiodorus zu sprechen. Ich hole ihn dir.«

»Nein, Euer Majestät. Es handelt sich um etwas

anderes.« Er fuhr schnell fort, ehe Thiudahad ihn wieder unterbrechen konnte und berichtete ihm von seinen Schwierigkeiten mit Liuderis.

»Ich mischte mich nie in die Sachen meiner Militärkommandeure. Sie verstehen ihr Handwerk.«

»Aber Majestät ...« Padway hielt dem König einen kleinen Vortrag über die Wichtigkeit der Telegrafengesellschaft.

»Eh? Damit kann man Geld verdienen, sagst du? Wenn es so brauchbar ist, warum hat man mich dann nicht von Anfang an mit eingeschaltet?«

Das gab Padway einen Schock. Er sagte, daß er keine Zeit gehabt hätte. König Thiudahad wackelte mit dem Kopf. »Trotzdem, das war nicht nett von dir, Martinus, das war nicht loyal. Wenn du deinem König die Gelegenheit verwehrst, einen kleinen ehrlichen Profit zu machen, weiß ich wirklich nicht, warum ich um deinetwillen mit Liuderis sprechen sollte?«

»Nun, Majestät, ich hatte keine Ahnung ...«

»Gar nicht nett. Was sagst du? Zur Sache, guter Mann. Zur Sache.«

Padway winkte Fritharik zu, der im Hintergrund stand. Fritharik brachte ein Teleskop zum Vorschein, und Padway erklärte, wie es funktionierte.

»Sehr interessant. Vielen Dank, Martinus. Ich muß sagen, du bringst deinem König originelle Geschenke.«

Padway schluckte; er hatte nicht beabsichtigt, Thi-

udahad sein bestes Teleskop zu schenken. Aber jetzt war es zu spät. So meinte er: »Ich dachte, wenn Majestät es für richtig halten würden ... äh ... die Sache mit dem vortrefflichen Liuderis ins reine zu bringen, dann könnte ich dafür sorgen, daß Euer Majestät unsterblichen Ruhm in der Wissenschaft erlangt.«

»Äh? Was ist das? Was weißt du von Wissenschaft? Oh, ich vergaß. Du bist ja Verleger. Handelt es sich um Cassiodorus?«

Padway unterdrückte ein Seufzen. »Nein, Majestät.« Und dann begann er erneut, seine Angelegenheit vorzutragen.

Schließlich grinste Padway und meinte:

»Nun, Majestät, wir scheinen uns jetzt einig zu sein. Nur eines noch. Dieses Teleskop könnte von großem Nutzen in der Kriegstechnik sein. Wenn Majestät die Offiziere damit ausrüsten möchten ...«

»Äh? Kriegstechnik? Darüber mußt du mit Wittiges sprechen. Er ist mein oberster General.«

»Wo ist er?«

»Wo? Ach du meine Güte, das weiß ich nicht. Irgendwo im Norden, glaube ich.«

»Wann kommt er wieder zurück?« »Woher soll ich das wissen, mein guter Martinus?« »Aber Majestät, Sie müssen doch orientiert sein! Ich halte es jedenfalls für wichtig, diese Teleskope so schnell wie möglich der Armee zur Verfügung zu stellen. Wir wären bereit, sie zu einem angemessenen ...«

»Martinus«, verwies ihn der König, »du brauchst

mir nicht zu sagen, wie ich meine Regierung führen muß. Ich habe gesagt, du sollst mit Wittiges sprechen, und damit ist die Sache erledigt.«

Thiudahad war offensichtlich nicht gesonnen, mit sich reden zu lassen, und so sagte Padway einige höfliche Nichtigkeiten, verbeugte sich und zog sich zurück.

*

Als Padway nach Rom zurückkehrte, galt seine Hauptsorge seiner Zeitung. Die erste Ausgabe, die seit seiner Abreise erschienen war, war in Ordnung. Hinsichtlich der zweiten, die gerade im Druck war, befand sich Menandrus in einer geheimnisvollen Hochstimmung und deutete an, daß er eine großartige Überraschung für seinen Meister hätte. Padway nahm sich einen Korrekturabzug vor und traute seinen Augen nicht. Auf der ersten Seite befand sich ein detaillierter Bericht über das Bestechungsgeschick, das der neue Papst, Silverius, König Thiudahad gemacht hatte, um seine Wahl sicherzustellen.

»Bei allen Teufeln!« schrie Padway. »Bist du von allen guten Geistern verlassen, Georg?«

»Warum?« fragte Menandrus beleidigt. »Es ist doch wahr, oder?«

»Natürlich ist es wahr! Aber du willst doch nicht etwa, daß wir gehenkt oder auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden, oder? Die Kirche hat ohnehin schon Argwohn geschöpft. Selbst wenn du herausfinden solltest, daß ein Bischof zwanzig Konkubinen hält, hast du kein Wort darüber zu drucken.«

Menandrus war sichtlich beleidigt. Er wischte sich eine Träne weg und schneuzte sich dann in seine Tunika. »Tut mir leid, großer Meister. Ich habe versucht, dir eine Freude zu machen. Du hast ja keine Ahnung, welche Mühe es mich gekostet hat, Ein-

zelheiten über diese Bestechung zu erfahren. Übrigens, es gäbe da einen Bischof – nicht gerade *zwanzig* Konkubinen, aber ...«

»Aber wir betrachten das aus gesundheitlichen Gründen als nicht verbreitenswerte Nachrichten. Dem Himmel sei Dank, daß das Blatt noch nicht verteilt ist.«

»O doch, das ist es.«

»*Waaas?*« Padway schrie so laut, daß ein paar Arbeiter von den Maschinen hereinsahen.

»Aber ja doch. Johannes, der Buchhändler, hat die ersten hundert Kopien gerade vor ein paar Minuten abgeholt.«

Johannes der Buchhändler erschrak zu Tode als Padway, immer noch mit Reisestaub bedeckt hinter ihm die Straße herangaloppierte, vom Pferd sprang und ihn am Arm packte. Jemand fing zu schreien an: »Diebe! Räuber! Hilfe! Mord!« Und Padway mußte etwa vierzig erregten Bürgern erklären, daß alles in Ordnung war.

Ein gotischer Soldat schob sich durch die Menge und fragte, was hier vorginge. Ein Bürger deutete auf Padway und schrie:

»Der Bursche da mit den Stiefeln ist es! Ich hörte wie er sagte, er würde dem anderen da die Kehle durchschneiden, wenn er ihm nicht sein Geld gäbe!«

Daraufhin verhaftete der Gote Padway.

Padway ließ Johannes, den Buchhändler nicht los.

Der gute Mann war zu verstört, um auch nur ein Wort zu sagen. Er ging ruhig mit dem Goten bis sie die Menge hinter sich gelassen hatten. Dann lud er den Soldaten in eine Weinschenke, bot ihm und Johannes zu trinken an und erklärte. Der Gote wollte sich zunächst auf nichts einlassen, obwohl Johannes Padways Geschichte bestätigte. Erst als Padway ihm dann ein reichliches Trinkgeld anbot bekam er seine Freiheit und seine wertvollen Zeitungen. Freilich hatte jemand, während er sich in Polizeigewahrsam befand, sein Pferd gestohlen. So mußte er zu Fuß zu seinem Haus zurücktrotten. Aber er hatte die Zeitungen unter dem Arm. Sein Haushalt bedauerte den Verlust des Pferdes gebührend. Nur Fritharik meinte: »Meister, das Biest war ohnehin nichts wert.«

Padway fühlte sich viel wohler, als er erfuhr, daß die erste Etappe der Telegrafarbeiten in einer Woche vollendet werden sollte. Er genehmigte sich ein großes Glas Wein. Nach dem anstrengenden Tag, an dem er kaum etwas gegessen hatte, wurde ihm davon etwas schwindelig. So forderte er Fritharik auf, gemeinsam mit ihm eines seiner barbarischen Kriegslieder zu singen. Sie zechten noch bis spät in die Nacht hinein.

Als Julia dann mit dem Essen kam, versetzte ihr Padway spielerisch einen Klaps auf die Kehrseite. Nachher staunte er selbst über sich.

Nach dem Abendessen wurde er schläfrig. Er ließ seine Konten Konten sein und ging ins Obergeschoß zu Bett. Fritharik schnarchte bereits auf seiner Matratze vor der Tür. Padway hätte keine Wette abgeschlossen, daß Fritharik aufwachte, sollte ein Einbrecher kommen.

Er hatte gerade angefangen sich auszuziehen als es klopfte. Was sollte das jetzt wieder bedeuten ...

»Fritharik?« rief er.

»Nein, ich bin es.«

Er runzelte die Stirn und öffnete die Tür. Im Laterenlicht sah er Julia aus Apulien. Sie kam mit hüftenschwingendem Schritt herein.

»Was willst du, Julia?«

Das etwas stämmige, schwarzhaarige Mädchen sah ihn überrascht an.

»Aber – äh – mein Herr und Gebieter wird doch nicht wollen, daß ich es laut sage? Das wäre nicht nett!«

»Hm?«

Sie kicherte.

»Tut mir leid«, sagte Padway. »Falsch verbunden. Verschwinde.«

Sie sah ihn überrascht an. »Mein – mein Herr und Gebieter will mich nicht?«

»Stimmt. Wenigstens dafür nicht.«

Ihre Mundwinkel sanken herunter. Zwei große Tränen schimmerten in ihren Augen. »Ihr mögt mich nicht? Ihr haltet mich nicht für nett?«

»Ich glaube, daß du eine gute Köchin und ein nettes Mädchen bist. Und jetzt verschwinde. Gute Nacht.«

Aber sie stand reglos da und fing zu schluchzen an. Ihre Stimme wurde jetzt ganz schrill. »Bloß weil ich vom Lande bin – Ihr habt mich nie angesehen – Ihr habt mich die ganze Zeit nie kommen lassen – und heute Abend seid Ihr nett gewesen – und da habe ich gedacht – und da habe ich gedacht – huhu ...«

»Ruhig, ruhig ... um Himmels willen hör zu weinen auf! Da, setz dich hin. Ich hol dir was zu trinken.«

Sie leckte sich über die Lippen, als sie den ersten Schluck verdünnten Brandy genossen hatte. Dann wischte sie sich die restlichen Tränen ab. »Nett«, sagte sie. Für sie war alles nett, *bonus, bona, bonum*, je nachdem. »Du bist nett. Liebe ist nett. Jedermann sollte Liebe haben. Liebe – ah!«

Sie machte eine schlangenhafte Bewegung, die für einen Menschen ihres Körperbaus bemerkenswert war.

Padway schluckte. »Gib mir die Flasche«, sagte er. »Ich brauche auch einen Schluck.«

Nach einer Weile meinte sie. »Machen wir jetzt Liebe?«

»Nun – ziemlich bald. Ja, ich glaube schon.« Padway stieß auf.

Dann musterte er Julias große nackte Füße. »Nur

– *hick* – nur einen Augenblick, meine Najade. Wir wollen uns einmal diese Füße ansehen.« Die Sohlen waren schwarz. »So geht das nicht. O nein, so geht das wirklich nicht, meine Amazone. Diese Füße sind ein unüber – unüber – unüberwindbares psychologisches Hindernis.«

»Hm?«

»Sie repräsentieren eine psychologische Impossibilität für die – *hick* – richtige Anbetung der Ashtaroth. Wir müssen die unteren Extremitäten ...«

»Ich verstehe nicht.«

»Macht nichts. Ich auch nicht. Was ich sagen will ist einfach, daß wir zuerst deine Füße waschen müssen.«

»Ist das eine Religion?«

»So kann man es auch ausdrücken. Verdammt!« Er stieß den Krug um, konnte ihn aber zu seiner eigenen Überraschung wieder auffangen. »Los geht's, meine Nymphe aus dem weinfarbenen, fischreichen Meer ...«

Sie kicherte. »Du bist wirklich ein netter Mann. Ein wahrer Edelmann. Noch niemand hat *das* für mich getan, ehe er ...«

Padway blinzelte und schlug die Augen auf. Und dann erinnerte er sich wieder. Er spannte seine Muskeln der Reihe nach an. Er fühlte sich herrlich. Dann tastete er versuchsweise nach seinem Gewissen. Aber es reagierte nicht.

Er regte sich vorsichtig, denn Julia hielt zwei Drittel seines nicht besonders breiten Bettes besetzt. Er stimmte sich auf einem Ellbogen hoch und sah sie an. Eine ihrer großen Brüste wurde dabei freigelegt. Dazwischen war ein Stück Eisen, das an einer Kette um ihren Hals hing. Das war ein Nagel vom Kreuz des heiligen Andreas, hatte sie ihm erzählt. Und sie war nicht bereit, das Amulett abzulegen.

Er lächelte. Zu der Liste mechanischer Erfindungen, die er noch beabsichtigte, fügte er einiges hinzu. Aber für den Augenblick sollte er ...

Ein kleines, graues, sechsbeiniges Ding, nicht viel größer als ein Stecknadelkopf tauchte unter ihrer Achselhöhle auf. Es zeichnete sich weißlich auf ihrer olivfarbenen Haut ab und kroch mit der Langsamkeit eines Gletschers ...

Padway schoß aus dem Bett. Das Gesicht vor Ekel verzerrt, fuhr er in die Kleider, ohne sich die Zeit zum Waschen zu nehmen. Das Zimmer roch. Rom mußte seinen Geruchssinn abgestumpft haben, sonst hätte er es vorher schon bemerkt.

Julia wachte auf, als er gerade in die Stiefel fuhr. Er warf ihr ein gebrummt »Guten Morgen« hin und stapfte hinaus.

An diesem Tag verbrachte er zwei Stunden in den öffentlichen Bädern. Als Julia am nächsten Abend wieder an seine Tür klopfte, befahl er ihr zu verschwinden und sich nicht mehr blicken zu lassen. Sie fing zu jammern an. Padway riß die Tür auf:

»Noch ein Laut, und du fliegst raus!« herrschte er sie an und knallte die Tür zu.

Sie gehorchte, schmollte aber. Die nächsten paar Tage fing er giftige Blicke von ihr auf; sie war eben keine Schauspielerin.

Als er am darauffolgenden Sonntag aus der Bibliothek zurückkehrte sah er eine Menschenmenge vor seinem Haus stehen. Sie standen da und gafften. Padway musterte sein Haus, aber es fiel ihm nichts außergewöhnliches daran auf.

Schließlich fragte er einen der Gaffer: »Was ist denn an meinem Haus so komisch, Fremder?«

Der Mann sah ihn stumm an. Alle sahen ihn stumm an. Dann entfernten sie sich in Zweier- und Dreiergruppen. Ihre Schritte wurden schneller und einige sahen sich verstohlen um.

Am Montag morgen erschienen zwei seiner Arbeiter nicht. Nerva kam zu Padway und erklärte ihm nach einigem Räuspern: »Ich dachte ich sollte euch das sagen, Meister Martinus. Ich bin gestern wie gewöhnlich zur Messe gegangen, in der Kirche des Erzengels Gabriel.«

»Ja?«

»Pater Narzissus hat gegen die Zauberei gepredigt. Er sprach von Leuten, die Dämonen des Satans in ihren Diensten haben und fremdartige Geräte bedienen. Es war eine sehr starke Predigt. Es klang, als dächte er dabei an Euch.«

Padway machte sich Sorgen. Vielleicht war es ein

Zufall, aber er war ziemlich sicher, daß Julia zur Beichte gegangen war und dort gestanden hatte, daß sie mit einem Zauberer die Sünde des Fleisches begangen hatte. Und eine einzige Predigt hatte ausgereicht, die Menge vor sein Haus zu ziehen, wo sie die Höhle des Zauberers bestaunt hatten. Noch einige Predigten von dieser Sorte ...

Padway fürchtete religiöse Fanatiker mehr als alles andere auf der Welt. Wahrscheinlich deswegen, weil ihre Denkweise der seinen so völlig fremd war.

Er rief Menandrus herein und fragte ihn über Pater Narzissus aus.

Aus Padways Perspektive war die Information, die er erhielt höchst unerfreulich. Pater Narzissus war einer der angesehensten Priester in Rom. Er war ein aufrechter Mann, barmherzig zu den Armen, menschlich und ohne Furcht. Und es gab nicht den leisesten Hauch von Skandal um ihn. Eine Tatsache, die schon für sich allein betrachtet, einen achtenswerten Kirchenmann aus ihm machte.

»Georg«, sagte Padway, »hast du nicht einmal einen Bischof mit Konkubinen erwähnt?«

Menandrus grinste. »Das ist der Bischof von Bologna, Herr. Er gehört zum engeren Kreis des Papstes und, die meiste Zeit verbringt er im Vatikan. Er hat zwei Frauen – das heißt wir wissen von wenigstens zwei. Ich hab' ihre Namen und alles. Jeder weiß, daß eine Menge Bischöfe eine Konkubine haben, aber *zwei!* Ich dachte immer, es wäre eine gute

Geschichte für die Zeitung.«

»Das könnte sein. Schreib' mir die Geschichte, Georg, die Geschichte von dem Bischof von Bologna und seinem Liebesleben. Du mußt es sensationell aufmachen, sensationell, aber genau. Setz' den Artikel ab und mache drei oder vier Fahnenabzüge; und dann bringst du die Typen an einen sicheren Ort.«

Padway brauchte eine Woche, um eine Audienz beim Bischof von Bologna zu bekommen, der sich zum Glück gerade in Rom aufhielt. Der Bischof war eine prunkvoll gekleidete Person mit einem schönen, ebenmäßigen, aber blutleeren Gesicht. Padway vermutete hinter diesem süßen asketischen Lächeln einen außergewöhnlichen Verstand.

Padway küßte die Hand des Bischofs, und dann murmelten sie angenehme Nichtigkeiten. Padway sprach von der wunderbaren Arbeit der Kirche und wie er in seiner bescheidenen Art sie nach Kräften zu fördern suchte.

»So zum Beispiel«, meinte er, »... ihr habt doch von meiner wöchentlichen Zeitung gehört, Emnennz?«

»Ja, ich lese dein Blatt mit Vergnügen.«

»Nun, ich muß natürlich meine jungen Leute dauernd im Auge behalten, damit sie in ihrer Begeisterung für Neuigkeiten nicht vom rechten Weg abkommen. Ich habe mich bemüht, ein sauberes Blatt zu schreiben, ein Blatt, das man in jedes Heim bringen kann, ein Blatt ohne Skandal und Verleumdung.

Obwohl das manchmal bedeutet, daß ich fast die ganze Ausgabe allein schreiben muß.« Er seufzte. »Ach, diese sündigen Menschen! Würdet Ihr glauben, daß ich manchmal sogar Artikel unterdrücken muß, die Mitglieder der Heiligen Kirche verleumden? Kürzlich habe ich eine wahrhaft schockierende Geschichte gehört.« Er nahm einen der Fahnenabzüge. »Ich wage kaum, sie Euch zu zeigen, Herr, auf daß Euer berechtigter Zorn über dieses schmutzige Produkt einer verklemmten Phantasie mich nicht zu den ewigen Flammen verdammen möge.«

Der Bischof hob die schmalen Schultern. »Zeig es mir, mein Sohn. Ein Priester sieht im Laufe seines Lebens viele sündige Dinge. Es gehört ein starker Charakter dazu, dem Herrn in Zeiten wie diesen zu dienen.«

Padway reichte ihm das Blatt. Der Bischof las. Sein engelhaftes Gesicht zeigte Trauer. »Ah – die armen schwachen Sterblichen! Sie wissen nicht, daß sie sich selbst viel weher tun als dem Objekt ihrer Schmähung. Das zeigt, daß wir jederzeit der Hilfe Gottes bedürfen, um nicht in Sünde zu verfallen. Wenn du mir sagst, wer das geschrieben hat, werde ich für ihn beten.«

»Ein Mann namens Markus«, sagte Padway. »Ich habe ihn natürlich sofort entlassen. Ich will niemanden bei mir haben, der nicht bereit ist, voll und ganz mit der Kirche zusammenzuarbeiten.«

Der Bischof räusperte sich zart. »Deine Recht-

schaffenheit ehrt dich«, sagte er. »Wenn ich dir irgendeinen Gefallen tun kann, der in meiner Macht steht ...«

Padway erzählte ihm von dem guten Pater Narzissus, der Padways Unternehmungen bedauerlicherweise so gründlich mißverstand ...

Am nächsten Sonntag ging Padway zur Messe. Er setzte sich in die erste Reihe, entschlossen, die Sache durchzustehen, sollte Vater Narzissus sich als hartnäckig erweisen.

Er mußte zugeben, daß das Christentum etwas sehr Gutes an sich hatte. Mit seiner Vorstellung vom tausendjährigen Reich und vom Tag des Jüngsten Gerichts gewöhnte es die Menschen daran in einer Art und Weise in die Zukunft zu blicken, wie andere Völker das früher nicht getan hatten. Auf die Weise bereitete es die Menschen auch auf die Begriffe der organischen Entwicklung und des wissenschaftlichen Fortschritts vor.

Pater Narzissus begann seine Predigt dort, wo er in der letzten Wochen aufgehört hatte. Die Zauberei war das verdammenswerteste aller Verbrechen. Man durfte nicht zulassen, daß Zauberer überlebten. Padway begann, unruhig zu werden. Aber, fuhr der Priester mit einem sauren Blick auf Padway fort, wir sollten in unserer heiligen Begeisterung nicht jene, die die schwarze Kunst ausüben, die Hausgenossen des Teufels, mit ehrlichen Handwerkern verwechseln, die mittels genialer Erfindungen unsere

Reise durch dieses Tal der Tränen leichter machen. Schließlich hat auch Adam den Pflug erfunden und Noah das Schiff. Und diese neue Kunst des Schreibens mit einer Maschine sollte es möglich machen, das Wort Gottes noch wirksamer unter den Heiden zu verbreiten ...

Als Padway nach Hause kam rief er Julia und sagte ihr, er brauche sie nicht mehr. Julia aus Apulien begann zu weinen, zuerst leise und dann immer heftiger. »Was für ein Mann seid Ihr? Ich gebe euch Liebe, ich gebe euch alles. Aber nein, Ihr glaubt, ich bin nur ein kleines Mädchen vom Lande, mit dem man alles machen kann ...« Und dann brach ihr Landdialekt so stark durch, daß Padway ihr nicht mehr folgen konnte. Als sie anfang zu kreischen und ihre Kleider zu zerfetzen, drohte Padway ihr – was vielleicht nicht sehr galant war – sie durch Fritharik hinauswerfen zu lassen. Das beruhigte sie.

Am Tage darauf durchsuchte Padway sein ganzes Haus persönlich, um festzustellen, ob irgend etwas gestohlen oder zerbrochen war. Unter seinem Bett fand er einen eigenartigen Gegenstand: ein Bündel Hühnerfedern, die mit Pferdehaaren um eine tote Maus gebunden waren; und das ganze war mit verkrustetem Blut beschmiert. Fritharik wußte nicht, was das Ganze bedeuten sollte. Sehr wohl aber Georg Menandrus; er wurde bleich und murmelte: »Ein Fluch!«

Dann erklärte er Padway nach einigem Widerstre-

ben, daß das ein unglückbringendes Amulett sei wie es von den ortsansässigen Zauberern angeboten wurde; die entlassene Haushälterin hatte es zweifellos zurückgelassen, um Padway einen frühen grausamen Tod angedeihen zu lassen. Menandrus selbst war nicht sicher, ob er seinen Posten behalten wollte. »Nicht, daß ich wirklich an Zauberei und Flüche glaubte, Meister, aber ich habe meine Familie zu unterhalten und darf nichts riskieren ...«

Eine Erhöhung seines Lohnes besänftigte Menandrus Skrupel. Mendandrus war enttäuscht, daß Padway die Gelegenheit nicht ausnutzte, um Julia verhaften und wegen Hexerei hängen zu lassen. »Bedenkt doch«, sagte er, »das würde uns bei der Kirche großes Lob eintragen. Und außerdem wäre es ein hochinteressanter Artikel für die Zeitung!«

Padway stellte eine andere Haushälterin ein. Die Frau war grauhaarig, wirkte ziemlich gebrechlich und war zweifellos eine alte Jungfer. Das war auch der Grund, weshalb Padway sie einstellte.

Er erfuhr, daß Julia jetzt bei Ebenezer, dem Juden, arbeitete. Er hoffte, daß Julia ihre speziellen Fähigkeiten nicht auch an Ebenezer ausprobierte. Dem alten Bankier fehlte bestimmt die Konstitution dazu.

»Die erste Nachricht aus Neapel über den Telegrafen mußte nun eigentlich jeden Augenblick eintreffen«, sagte er Thomasus.

Thomasus rieb sich die Hände. »Martinus, du bist ein Wunder. Ich habe nur Angst, daß du es einmal

übertreibst. Die Boten der italienischen Behörden beklagen sich, daß diese Erfindung ihren Beruf zerstören wird. Unfaire Konkurrenz, sagen sie.«

Padway zuckte die Achseln. »Wir werden ja sehen. Unterdessen warte ich auf Kriegsnachrichten.«

»Das ist auch etwas, was mich beunruhigt«, meinte Thomasus. »Thiudahad hat für die Verteidigung Italiens nichts unternommen.

Es wäre unangenehm, wenn der Krieg bis Rom gelangte.«

»Ich möchte eine Wette mit dir abschließen«, sagte Padway. »Der Schwiegersohn des Königs, Evermuth, der Vandale, wird zu den Kaiserlichen desertieren. Ich wette einen Solidus.«

»In Ordnung!« Beinahe im gleichen Augenblick stürmte Junianus, dem die Leitung der Telegraphen-anlage übertragen worden war, mit einem Stück Papier herein. Es war die erste Nachricht, und sie enthielt den Bericht, daß Belisarius in Reggio gelandet und daß Evermuth zu ihm abgefallen sei und die Kaiserlichen auf Neapel marschierten.

Padway grinste dem Bankier zu. »Tut mir leid, Alter, aber ich brauche diesen Solidus. Ich will mir ein neues Pferd kaufen.«

Zwei Tage später traf ein Bote ein und berichtete Padway, daß der König sich in Rom befände und Padway zu sehen wünsche. Padway dachte, daß Thiudahad sich vielleicht seinen Vorschlag mit dem Teleskop überlegt hatte. Aber weit gefehlt.

»Mein guter Martinus«, sagte Thiudahad, »ich muß doch bitten, den Betrieb deines Telegrafen einzustellen. Und zwar sofort.

Weißt du, was geschehen ist? Dieser höllische Apparat, den du da hast, hat die Nachricht vom Vertrat meines Sohnes im Laufe von ein paar Stunden in ganz Rom verbreitet. Schlecht für die Moral. Das unterstützt die progriechischen Elemente und ruft Kritik an mir hervor. Du wirst also den Betrieb des Telegraphen einstellen, zumindest während des Krieges.«

»Aber Majestät, ich hatte gedacht, die Armee würde ihn nützlich finden, um ...«

»Kein Wort mehr darüber, Martinus. Ich verbiete es. Und da war noch etwas, worüber ich mit dir sprechen wollte. Cassiodorus möchte dich gern sprechen. Du bleibst doch zum Mittagessen, nicht wahr? Ein großer Gelehrter, dieser Cassiodorus.«

Und so fand sich Padway in der Gesellschaft des Prätorianerpräfekten, eines ältlichen, würdevollen Italers, und binnen kurzem befanden sie sich tief in einer Diskussion über Geschichtsschreibung, Literatur und die Schwierigkeiten des Verlegerberufes.

Als Padway nach ein paar Stunden das Haus verließ, hatte er sich zumindest bemüht, das Gespräch auf Maßnahmen zu bringen, die erforderlich waren, um eine Wendung des Kriegsgeschicks herbeizuführen. Es war natürlich alles nutzlos gewesen.

Padway war überrascht, welchen Einfluß die Nachricht von seiner Bekanntschaft mit dem König und dem Präfekten hatte. Adlige Römer stellten sich bei ihm vor, und er wurde sogar zu einer Anzahl langweiliger Abendessen eingeladen, die um vier Uhr nachmittags begannen und bis in die Nacht hinein dauerten.

Jedesmal, wenn er sich diese langatmigen, nichtsagenden Gespräche anhörte, dachte er, daß ein Festredner aus dem zwanzigsten Jahrhundert von diesen Leuten viel über hochtrabende, bedeutungslose Rhetorik hätten lernen können.

Im August fiel Neapel an General Belisarius. Thiodahad hatte nichts unternommen, um die Stadt zu schützen. Lediglich die Familien der kleinen gotischen Garnison hatte er gefangengesetzt, um ihre Treue sicherzustellen. Die einzige Gruppe, die sich um die Verteidigung der Stadt bemühte, waren die neapolitanischen Juden. Diese wußten, welche Behandlung sie unter kaiserlicher Herrschaft zu erwarten hatten.

Als Padway die Nachricht gebracht wurde, war ihm beinahe übel. Es gab so viel, was er für sie hätte tun können, wenn man es ihm nur erlaubt hätte. Und es bedurfte nur eines winzigen Unglücksfalls, um ihn zu beseitigen – einen der ganz normalen Zufälle des Kriegsgeschehens wie jenen, der Archimedes zugestoßen war. In diesem Zeitalter hatten Zi-

vilisten, die kriegführenden Armeen in den Weg kamen, mit keinerlei Vorzugsbehandlung zu rechnen – eine Methode, die das zwanzigste Jahrhundert nach kurzen einhundertfünfzig Jahren einer relativ humanen Handlungsweise wieder entdeckt zu haben schien.

Fritharik kündigte eines Tages an, daß eine Gruppe Goten Padways Werkstätte besichtigen wolle. Dann fügte er mit Verschwörerstimme hinzu:

»Thiudegiskel wird auch dabei sein. Du weißt schon, der Sohn des Königs. Nimm dich vor ihm in acht, Meister. Er kann unangenehm werden.«

Insgesamt waren es sechs junge Männer, die mit ihren Schwertern ins Haus getrampelt kamen. Thiudegiskel war ein hübscher, blonder Bursche, der die hohe Stimme seines Vaters geerbt hatte.

Er starrte Padway wie ein seltenes Tier im Zoo an und sagte: »Ich wollte schon immer deine Werkstätte sehen. Ich bin nämlich ein neugieriger Bursche. Wofür, zum Teufel, sind diese dummen Maschinen gut?«

Padway erklärte, während die Begleiter des Prinzen in gotischer Sprache Bemerkungen über ihn machten, in der irrigen Meinung, daß er sie nicht verstand.

»Ah ja«, sagte Thiudegiskel und unterbrach Padway mitten im Satz. »Ich glaube, sonst interessiert mich hier nichts. Und jetzt möchte ich diese Büchermaschine sehen.«

Padway zeigte ihm die Presse.

»O ja, ich verstehe. Eigentlich ganz einfach, nicht? Hätte das selbst erfinden können. Ganz nett für die, die Spaß daran haben. Aber ich kann natürlich auch lesen und schreiben. Besser als die meisten sogar. Hat mir aber nie Spaß gemacht. Langweiliges Geschäft, für einen gesunden Mann wie mich ist das nichts.«

»Kein Zweifel, kein Zweifel, hoher Herr«, sagte Padway und hoffte, daß man ihm die Wut, die er empfand, nicht anmerkte.

»Wollt Ihr noch etwas sehen, hoher Herr?« fragte er mit ausdruckslosem Gesicht.

»Oh, ich weiß nicht. – Sag mal, was sind denn das für Kisten?«

»Darin sind Teile für unsere Maschinen gekommen, hoher Herr, und wir hatten noch keine Zeit, die Kisten zu verbrennen«, log Padway.

Thiudegiskel grinste. »Du willst mich wohl für dumm verkaufen, was? Ich weiß schon, was du vorhast. Du willst dein Zeug aus Rom herausschmuggeln, ehe Belisarius kommt, nicht wahr? Ich durchschaue solche Tricks. Nun, ich könnte nicht sagen, daß ich es dir übelnehme. Aber mir scheint, du weißt Bescheid, wie der Krieg weitergeht.«

Er untersuchte ein neues Bronzeteleskop auf einer Werkbank.

»Das ist ein hübsches kleines Gerät. Ich nehme es mit, wenn es dir nichts ausmacht.«

Das war selbst Padway zuviel.

»Nein, hoher Herr. Es tut mir leid. Aber das brauche ich in meinem Geschäft.«

Thiudegiskels Augen wurden vor Erstaunen groß. »He? Du meinst, ich kann es nicht haben?«

»So ist es, hoher Herr.«

»Nun, wenn du dich so anstellst, dann bezahle ich dafür.«

»Es ist nicht zu verkaufen.«

Thiudegiskels Gesicht rötete sich. Seine fünf Freunde schoben sich hinter ihn, und ihre Hände griffen zu den Schwertern.

Da hallten Schritte hinter Padway, und er sah, wie die Augen der Goten sich ihm abwandten. Dann blickte auch er sich um. Unter der Tür stand Fritharik. Er hatte seinen Schwertgurt umgeschnallt, und neben ihm stand Nerva mit einer drei Fuß langen Bronzestange in der Hand. Hinter ihnen drängten sich die anderen Arbeiter mit einem ganzen Sortiment stumpfer Gegenstände.

»Mir scheint«, meinte Thiudegiskel, »daß diese Leute überhaupt keine Manieren haben. Wir sollten ihnen eine Lektion erteilen. Aber ich habe meinem alten Herrn versprochen, mich nicht mehr auf Händel einzulassen. Und ich halte meine Versprechungen. Kommt, Leute.« Sie gingen.

»Puh!« machte Padway. »Ihr seid wirklich im richtigen Augenblick gekommen. Danke.«

»Oh, nicht der Rede wert«, sagte Georg Menandrus

gleichgültig. »Mir tut's leid, daß sie nicht noch etwas geblieben sind. Mir hätte es Spaß gemacht, ihnen zu zeigen, wer hier Herr im Hause ist.«

Padway beeilte sich, seine beweglichen Güter für den Transport nach Florenz zu verpacken. Soweit er sich an seinen Procopius erinnern konnte, war Florenz in Justinians gotischem Krieg weder belagert noch geplündert worden, wenigstens nicht zu Beginn des Krieges.

Aber er war mit seiner Arbeit erst zur Hälfte fertig, als acht Soldaten aus der Garnison auftauchten und ihm erklärten, er befinde sich unter Arrest. Mit der Zeit gewöhnte Padway sich an das Verhaftetwerden, und so gab er seinen Leuten in aller Ruhe Anweisungen und ging dann friedlich mit den Soldaten.

Unterwegs erbot er sich, den Goten eine Flasche Wein zu spendieren. Sie nahmen sofort an. In dem Lokal nahm er den Anführer beiseite und bot ihm ein kleines Bestechungsgeschenk an, falls dieser ihn gehen ließe. Der Gote tat so, als nehme er an und schob einen Solidus ein. Als Padway dann die Frage stellte, wann er freigelassen würde, sah ihn der Gote mit gut gespielter Überraschung an.

»Aber verehrter Martinus, wie käme ich auf den Gedanken, dich gehen zu lassen! Unser Kommandeur, der edle Liuderis, ist ein Mann strenger Prinzipien. Wenn meine Männer den Mund aufmachten, würde er mich degradieren. Natürlich bin ich für ein kleines *Geschenk* dankbar und werde auch ver-

suchen, ein gutes Wort für dich einzulegen.«

Padway gab keine Antwort, beschloß aber, künftig mit Bestechungsgeschenken vorsichtig zu sein.

Liuderis strich sich über seinen weißen Schnurrbart und erklärte:

»Es tut mir leid, daß du mich getäuscht hast, Martinus. Ich hätte nie gedacht, daß ein Mann wie du so weit sinken kann, mit ... äh ... diesen progriechischen Italern zu konspirieren, eine Schar orthodoxer Fanatiker ins Land zu lassen!«

»Wer behauptet das?« fragte Padway eher verärgert als besorgt.

»Kein anderer als der edle Thiudegiskel. Er sagt, du hättest ihn, als er dich in deinem Haus besuchte, nicht nur beleidigt, sondern dich sogar deiner Verbindung mit den Kaiserlichen gebrüstet. Seine Begleiter bestätigen das. Sie sagten, du besädest Informationen über einen Plan, Rom zu verraten und hättest die Absicht, deine Habe anderswohin zu bringen, um irgendwelchen Unruhen zu entkommen. Als meine Männer dich verhafteten, stellten sie fest, daß du tatsächlich im Begriff warst, abzureisen.«

»Mein lieber Herr!« sagte Padway aufgebracht. »Ihr glaubt wohl, ich habe überhaupt keinen Verstand? Wenn ich irgendwelche geheimen Pläne kennen würde, glaubt Ihr dann, daß ich die ganze Welt einweihen würde?«

Liuderis zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht. Ich tue nur meine Pflicht, und die besteht darin, dich bis zu einem Verhör über diesen geheimen Plan festzuhalten. Führe ihn weg, Sigfrith.«

Die Goten hatten am nördlichen Ende der Stadt zwischen der Via Flaminia und dem Tiber ein Gefangenenlager errichtet. Padway stellte fest, daß vor ihm bereits zwei römische Patrizier verhaftet worden waren; beide erklärten, sie seien wegen des Verdachts der Mitwissenschaft an Geheimplänen festgenommen worden. Im Laufe der nächsten Tage trafen weitere gefangene Römer ein.

Die Posten, so schien es Padway, waren wegen irgend etwas beunruhigt. Padway versuchte, sie zu befragen, erhielt aber nur mürrische Antworten. Wenn er ihren Gesprächen lauschte, vernahm er mehrmals das Wort *Folk mote*. Das bedeutete, daß in der Nähe von Terracina eine große Versammlung abgehalten werden sollte, auf der die Goten überlegen wollten, was hinsichtlich des Verlusts von Neapel geschehen sollte.

Padway kam mit einem der gefangenen Patrizier ins Gespräch. »Ich wette einen Solidus«, sagte er, »daß sie Thiudahad absetzen und Wittiges an seiner Stelle zum König wählen.«

Der Patrizier nahm die Wette an.

Später kam Thomasus, der Syrer, und besuchte Padway. »Wie behandelt man dich?« fragte er sofort.

»Nicht schlecht. Das Essen ist nicht gerade gut, aber man gibt uns genügend davon. Was mich beunruhigt ist, daß Liuderis etwas über eine geheimnisvolle Konspiration wußte. Ich fürchte, er kann drastische Methoden anwenden, um mich zum Reden zu bringen.«

»Oh, das. Ja, es gibt eine Verschwörung. Aber ich glaube, du bist mindestens noch ein paar Tage sicher. Liuderis ist zu einer Versammlung gereist, und die Angelegenheiten der Goten sind völlig durcheinandergeraten.« Dann berichtete er über den Stand von Padways Geschäften. »Wir haben heute morgen die letzte Kiste abgesandt. Ebenezer, der Jude, verreist in ein paar Wochen nach Florenz, Er wird sich darum kümmern, so daß deine Angestellten nicht mit deinem Besitz davonlaufen.«

Am nächsten Tag erhielt das Gefangenenlager einen neuen prominenten Gast. Ein paar Posten brachten einen Gefangenen in reicher gotischer Kleidung, und Padway erkannte sofort Thiudegiskel; den Königssohn. Das war hochinteressant. Padway kletterte von der Mauer hinunter, wo er sich einen Aussichtspunkt geschaffen hatte.

»Seid begrüßt«, sagte er.

Thiudegiskel hockte mürrisch auf dem Boden. Seine Kleidung war etwas in Unordnung, und sein Gesicht wies ein paar Schrammen auf. Beide Augen würden sicher bald zugeschwollen sein. Die römischen Patrizier grinsten schadenfroh.

Thiudegiskel blickte auf. »Oh, du bist es«, sagte er.

»Ich habe nicht damit gerechnet, Euch hier zu treffen«, antwortete Padway. »Ihr seht aus, als wäre es Euch schlecht ergangen. Weshalb hat man Euch festgenommen?«

»Hast du das nicht gehört? Ich bin nicht mehr Königssohn. Oder besser – mein alter Herr ist nicht mehr König.

Die Versammlung hat ihn abgesetzt und Wittiges gewählt. Und Wittiges hat mich natürlich einsperren lassen, damit ich ihm keine Schwierigkeiten mache.«

»Schade.«

Thiudegiskel grinste wieder. »Sag' mir bloß nicht, daß ich dir leid tue. So dumm bin ich nicht. Aber vielleicht kannst du mir sagen, mit welcher Behandlung ich hier rechnen kann und wen man bestechen muß.«

Padway gab dem jungen Mann ein paar Tips, wie man mit den Posten am besten auskam und fragte dann:

»Wo ist Thiudahad jetzt?«

»Ich weiß nicht. Das letzte, was ich von ihm gehört habe ist, daß er nach Tivoli gereist ist, um der Hitze zu entgehen. Aber er wollte diese Woche wieder hierher zurückkommen. Er arbeitet an irgendwelchen literarischen Studien.«

Padway erinnerte sich an die Geschichte dieser

Epoche und konnte sich daher ein sehr gutes Bild vom Gang der Ereignisse machen. Thiudahad war abgesetzt worden. Der neue König, Wittiges, würde entschlossen Widerstand leisten. Das Ergebnis würde, soweit es Italien anging, schlimmer als gar kein Widerstand sein. Wittiges konnte die Kaiserlichen nicht schlagen, da er über keinerlei taktisches Geschick verfügte. Er würde seinen Feldzug mit dem fatalen Fehler beginnen, nach Ravenna zu marschieren und Rom nur dem Schutz seiner schwachen Garnison zu überlassen.

Andererseits konnten auch die Kaiserlichen ihn mit ihrer schwachen Armee nicht schlagen, wenigstens nicht in kurzer Zeit. Wenn die Kaiserlichen siegten, würde ihr Sieg nur von kurzer Dauer sein. Justinian durfte man keinen Vorwurf machen; es würde übernatürlicher Seherkünste bedürfen, alles das vorherzusagen. Besaß er, Padway, aber nicht solche Seherkünste? Lag es also nicht bei ihm, etwas zu unternehmen?

Padway empfand weder für die Goten noch für die Griechen Sympathie. Während die einen faul und unwissend waren, waren die anderen käuflich und habgierig. Und doch kam eine dieser beiden Parteien nur als Herrscher in Frage. Der Italiener des sechsten Jahrhunderts war hoffnungslos unmilitärisch und konnte nicht auf seinen zwei Füßen stehen. Dieser Tatsache mit allen ihren Konsequenzen war sich Padway voll bewußt.

Insgesamt betrachtet, hatte das gotische Regime keine schlechte Auswirkung. Die Goten zwangen einem Volk Toleranz auf, dessen Vorstellung von religiöser Freiheit darin bestand, die Mitglieder anderer Konfessionen zu hängen, zu ersäufen oder zu verbrennen.

Und die Goten betrachteten die Halbinsel als ein Heim, das man schützen und verteidigen mußte. Das war eine wesentlich wohlwollendere Haltung, als man sie von einem Wilden wie dem Merowingermonarchen Theudebert von Austrasia oder von einem unersättlichen Raffer wie Justinians Generalquartiermeister, Johannes von Cappadocien, erwarten konnte.

Wie also, wenn er, Padway, sich entschied, auf einen schnellen Sieg der Goten anstatt der Kaiserlichen hinzuarbeiten? Wie konnte man das gotische Regime unterstützen? Es hatte keinen Sinn, wenn er versuchte, die Goten dazu zu überreden, Wütiges wieder zu verstoßen. Wenn der gotische König, wer auch immer er war, dazu gebracht werden konnte, Padways Ratschläge anzunehmen, ließ sich vielleicht etwas tun. Aber der alte Thiudahad, so wertlos er auch an sich sein mochte, würde sich *vielleicht* lenken lassen.

Ein Plan begann in Padways Gedanken Gestalt anzunehmen. Wenn er nur Thomasus aufgetragen hätte, sich zu beeilen!

Als dann Thomasus wieder erschien, erklärte ihm

Padway: »Ich brauche ein paar Pfund Schwefel, vermischt mit Olivenöl, und einige Kerzen, ferner vierzig Fuß leichtes Seil, kräftig genug, um einen Mann zu tragen. Außerdem je einen Topf mit gelber und grüner Farbe. Ob du es glaubst oder nicht, ich habe diese Idee von der trefflichen Julia. Erinnerst du dich, wie sie sich aufregte, als ich das Haus ausräucherte?«

»Hör zu, Martinus, du bist hier im Augenblick völlig sicher. Weshalb bleibst du nicht einfach hier, anstatt irgendwelche verrückten Fluchtpläne zu schmieden?«

»Oh, ich habe meine Gründe. Nach dem, was ich gehört habe, sollte die Versammlung heute oder morgen zu Ende gehen, und ich muß vorher verschwinden.«

»Hör ihn dir an! Hör ihn dir an! Hier bin ich, der beste Freund, den er in Rom hat, aber hört er auf meinen Rat? Nein! Er will diesem Lager ausbrechen und vielleicht einen Pfeil in die Nieren bekommen und sich in die gotische Politik mischen. Hast du je dergleichen gehört? Martinus, du hast doch nicht etwa die Wahnsinnsidee, dich zum König wählen zu lassen, oder? Das geht nämlich nicht. Du mußt...«

»Ich weiß«, grinste Padway. »Man muß Gote dazu sein und aus der edlen Familie der Amalinger stammen. Deshalb habe ich es ja so eilig, hier herauszukommen. Du willst doch, daß mein Geschäft er-

halten bleibt, damit deine Kredite zurückgezahlt werden, oder?«

»Aber wie in aller Welt soll ich diese Dinge hereinschmuggeln? Die Posten passen gut auf.«

»Leg' die Schwefelpaste in einen Korb und schichte Lebensmittel darüber. Wenn man ihn öffnet, sagst du einfach, es sei etwas, was mein Arzt bestellt hätte. Am besten sagst du Vekkos Bescheid, daß er mich unterstützt. Und was das Seil betrifft, so gehe zu meinem Schneider und beschaffe dir einen grünen Umhang wie den, den ich hier trage. Lasse den Schneider das Seil innen leicht an den Rand heften, damit man es schnell herausreißen kann. Und wenn du dann kommst, dann lege deinen Umhang neben den meinen und ziehe den meinen an, wenn du wieder gehst.«

»Martinus, das ist ein verrückter Plan. Man wird mich bestimmt erwischen, und was wird dann aus meiner Familie? Nein, du solltest tun, was ich dir sage. Ich kann einfach nicht das Leben von Unschuldigen aufs Spiel setzen. Weshalb soll ich denn mit dem Seil und diesen anderen Dingen kommen?«

Padway saß im hellen Licht der Morgensonne auf der Aureliansmauer und beobachtete die Posten und den kleinen Stapel mit seinen Habseligkeiten. Er fragte sich, wann die Kerze, die in dem Essenskorb versteckt war, bis auf die Schwefelpaste heruntergebrannt sein würde. Er hatte an diesem Morgen ziemliche Schwierigkeiten gehabt, sein Feuer, auf

dem er sich sein Frühstück wärmte, in Gang zu bekommen. In Wirklichkeit hatte er seine kleine »Höhlenmaschine« in Gang gebracht. Er mußte auch unwillkürlich immer wieder zu den Soldaten auf der anderen Flußseite hinübersehen und zu dem mit Lilien bedeckten Tümpel dahinter.

Unten im Lager hustete ein Gefangener, dann ein anderer. Jetzt husteten sie alle. Gesprächsfetzen flogen zu ihm herauf:

»Was zum Teufel, das sind bestimmt die Gerbereien ... Das kann nicht sein, die sind zwei oder drei Meilen von hier entfernt ... Das ist brennender Schwefel. Bei allen Heiligen, vielleicht will uns der Teufel besuchen!«

Die Leute rannten herum. Immer mehr husteten. Die Posten zogen sich in das Lager zurück. Jemand entdeckte die Quelle von der die Dämpfe ausgingen und stieß mit dem Fuß daran. Im nächsten Augenblick war eine Fläche von einem Quadratmeter mit einem gelben Dampf bedeckt, über dem kleine blaue Flämmchen züngelten. Halb erstickte Schreie waren zu hören. Ein dünner blauer Flammenfaden stieg empor. Die Posten auf der Mauer, darunter auch Aifulf, der Padway bewacht hatte, rannten zur Leiter und kletterten in die Tiefe.

Padway hatte sich seinen Weg sorgfältig zurechtgelegt, daß er ihn im Schläfe hätte gehen können. In einer Tasche hatte er einen Topf mit grüner Far-

be, mit der er sich jetzt Gesicht und Bart beschmier-
te. Dann malte er mit gelber Farbe aus einem zwei-
ten Behälter große Kreise darüber.

Er schlenderte an den Rand der Mauer, kauerte sich nieder, so daß man ihn vom Innern des Lagers aus nicht mehr sehen konnte, und riß das Seil aus dem Futter seines Umhanges, um es gleich darauf über einem Vorsprung der Mauer zu verknoten. Dann ließ er sich schnell daran hinunter.

Jetzt lief er schon auf den Tümpel zu.

Er ging vorsichtig bis zu einer Stelle, wo das Wasser nur ein paar Fuß tief war. Dann setzte er sich in das dunkle Wasser und streckte sich auf dem Rücken zwischen den Teichlilien aus, bis nur noch seine Augen und seine Nase über Wasser waren. Er schob die Wasserpflanzen herum, bis sie ihn verdeckten. Jetzt kam alles darauf an, daß das Grün seines Umhanges und sein bizarrer Gesichtsschmuck ihn verbargen. Er wartete und lauschte auf seinen eigenen Herzschlag und die Geräusche von jenseits der Mauer.

Lange wurde seine Geduld nicht auf die Probe gestellt. Schreie waren zu hören, dann Pfiffe. Die Posten riefen den Soldaten auf der anderen Flußseite etwas zu. Padway wagte nicht, den Kopf zu wenden, konnte sich aber gut vorstellen, wie jetzt ein Ruderboot zu Wasser gebracht wurde.

»Der Bursche scheint sich in Luft aufgelöst zu haben.«

Er lag reglos da, während ein paar Goten um den Tümpel gingen und aus einer Entfernung von höchstens dreißig Fuß zu ihm herüberstarrten. Er lag den ganzen Nachmittag still, während die Suche nach ihm andauerte.

Nevitta, Gummunds Sohn, war begreiflicherweise erstaunt, als ein Mann sich aus dem Schatten der Büsche erhob, die den Zufahrtsweg zu dem Haus säumten. Der Mann rief ihn mit Namen. Er war gerade auf seinen Hof geritten. Herman, der wie üblich die Nachhut bildete, hatte sein Schwert aus der Scheide gerissen, noch ehe Padway sich zu erkennen geben konnte.

Er erklärte:

»Ich bin schon seit ein paar Stunden hier und wollte mir ein Pferd borgen. Deine Leute sagten, du seiest bei der Versammlung, würdest aber im Laufe des heutigen Abends zurückkommen. So habe ich gewartet.«

Er fuhr fort und berichtete kurz von seiner Gefangennahme und von seiner Flucht.

Der Gote brüllte vor Lachen. »Ha! Ha! Du willst sagen, daß du den ganzen Tag in dem Teich gelegen hast, unter der Nase der Posten, das Gesicht wie eine Blume bemalt? Ha! Ha! Das ist das beste, was ich je gehört habe!« Er stieg vom Pferd. »Komm ins Haus und erzähl mir mehr davon. Puh, du stinkst wirklich wie ein Froschtümpel, alter Freund!«

Etwas später meinte er ernsthafter:

»Ich würde dir ja gern vertrauen, Martinus. Du bist ein verlässlicher junger Mann, trotz deiner eigenartigen fremden Methoden. Aber woher weiß ich denn, daß Liuderis nicht doch recht hatte? Irgendwie ist doch etwas komisch an dir, weißt du? Die Leute sagen, du kannst die Zukunft vorhersehen, aber du willst nicht, daß das bekannt wird. Und einige deiner Maschinen riechen wirklich etwas nach Zauberei.«

»Ich will es dir sagen«, meinte Padway nachdenklich. »Ich kann tatsächlich etwas in die Zukunft sehen. Ich kann nichts dafür, ich besitze diese Fähigkeit eben. Satan hat damit nichts zu tun. Genauer gesagt, ich kann manchmal erkennen, was geschehen wird, *falls* die Leute das tun dürfen, was sie vorhaben. Wenn ich mein Wissen benutze und mich einmische, verändert das die Zukunft, und was ich sehe, stimmt nicht mehr.

In diesem Falle weiß ich, daß Wittiges den Krieg verlieren wird. Und er wird ihn auf die schlimmste Art verlieren – nach Jahren von Kämpfen, die Italien völlig verwüsten werden. Aber ich will nicht, daß das Land verwüstet wird. Das würde eine ganze Anzahl meiner Pläne stören. Deshalb will ich mich einschalten und den natürlichen Gang der Ereignisse ändern. Das Ergebnis kann besser sein; schlimmer wohl kaum.«

Nevitta runzelte die Stirn. »Du meinst, du willst

versuchen, uns Goten so schnell wie möglich zu besiegen. Ich glaube nicht, daß ich damit einverstanden sein kann.«

»Nein. Ich habe die Absicht, euren Krieg für euch zu gewinnen, wenn ich kann.«

Wenn Padway sich nicht irrte und wenn Procopius' Geschichte nicht falsch war, mußte Thiudahad auf seiner panikartigen Flucht nach Ravenna im Laufe der nächsten vierundzwanzig Stunden die Via Flaminia passieren. Padway hatte sich unterwegs schon mehrfach erkundigt, ob der Exkönig durchgekommen sei und immer »nein« zur Antwort erhalten. Jetzt befand er sich am Rande von Narina und wagte nicht mehr, weiter nach Norden zu gehen. Die Via Flaminia gabelte sich an dieser Stelle, und er wußte nicht, ob Thiudahad die neue oder die alte Straße nehmen würde. So machten er und Herman es sich am Straßenrand bequem und horchten, während ihre Pferde grasten. Padway musterte seinen Begleiter verärgert. Herman hatte in Oriculum zuviel Bier getrunken.

Auf alle Fragen und Anweisungen Padways, abwechselnd mit ihm die Straße zu bewachen, grinste er nur schwachsinnig und sagte: »Ja, ja!« Schließlich war er eingeschlafen und selbst durch heftiges Rütteln nicht mehr aufzuwecken.

Padway ging im Schatten auf und ab, lauschte auf Hermans Schnarchen und versuchte nachzudenken. Er hatte seit dem vergangenen Tage nicht mehr ge-

schlafen, und jetzt genoß dieser Säufer die Ruhe, die eigentlich ihm, Padway, gebührt hätte. Sein Magen war etwas durcheinander; er hatte keinen Appetit und diese verdammte Welt des sechsten Jahrhunderts hatte nicht einmal Kaffee, um die Gewichte leichter zu machen, die seine Augenlider hinunterzogen.

Was, wenn Thiudahad nicht auftauchte? Oder wenn er einen Umweg machte, zum Beispiel über die salarische Straße und hier nicht vorbeikam? Oder vielleicht war er bereits durch? Immer wieder zwang er sich zur Aufmerksamkeit, wenn drunten auf der Straße eine Staubwolke zu sehen war – und dann war es jedesmal ein Bauer mit einem Ochsenkarren oder ein Händler auf seinem Maultier oder ein kleiner halbnackter Junge, der Ziegen trieb.

Vielleicht hatte sein Einfluß Thiudahads Pläne so verändert, daß er einen anderen Weg eingeschlagen hatte? Einen anderen Weg als die Geschichtsbücher ihn aufzeigten! Padway sah seinen Einfluß wie eine Folge von Wellen, die sich über einen Teich ausbreiteten. Allein durch die Tatsache, daß sie ihn kannten, hatte sich das Leben von Leuten wie Thomasus oder Fritharik bereits ganz radikal gegenüber dem verändert, was gewesen wäre, wenn er nicht in Rom aufgetaucht wäre.

Aber Thiudahad hatte ihn nur zweimal gesehen. Und beide Male war nichts Wesentliches geschehen. Thiudahads Weg durch Raum und Zeit mochte ge-

ändert worden sein, aber nur in sehr schwachem Maße. Die anderen, höherstehenden Goten, wie zum Beispiel König Wittiges, durften davon überhaupt nicht betroffen worden sein. Einige von ihnen hatten vielleicht seine Zeitung gelesen. Aber nur wenige von ihnen konnten lesen und schreiben.

Tancredi hatte recht gehabt. Das war wirklich ein völlig neuer Zweig am Baum der Zeit, wie er es nannte. Die Dinge, die Padway bis jetzt getan hatte, mußten die Geschichte ganz einfach verändern. Und trotzdem war er nicht einfach verschwunden, hatte er sich nicht einfach in Luft aufgelöst, wie es hätte sein müssen, falls das dieselbe Geschichte gewesen wäre, die ihn im Jahre 1938 hervorgebracht hatte.

Er blickte auf sein Handgelenk, erinnerte sich dann aber daran, daß er seine Armbanduhr in der aurelianischen Mauer versteckt hatte. Hoffentlich hatte er eines Tages Gelegenheit, sie wieder zu holen, und hoffentlich funktionierte sie dann noch.

Soeben wirbelte unten auf der Straße wieder eine kleine Staubwolke hoch. Padway hörte das schnelle Klappern der Hufe und erkannte Thiudahad.

»Herman!« rief er.

Aber der schnarchte ruhig weiter. Er ging zu dem Goten hinüber und stieß ihn mit der Stiefelspitze an. Aber Herman merkte nichts.

Schließlich gab es Padway auf; nur noch ein Augenblick, dann würde der Exkönig da sein! Er

schwang sich auf sein Pferd und ritt mit erhobenem Arm auf die Straße.

»*Hai!* Thiudahad! Edler Herr!«

Thiudahad gab seinem Pferd die Sporen und riß im gleichen Augenblick an den Zügeln; offenbar wußte er nicht, ob er anhalten, an Padway vorbeireiten oder umkehren sollte.

Padway beugte sich hinüber und griff nach den Zügeln:

»Beruhigt Euch, edler Herr«, sagte er.

»Wer ... wer ... was ... oh, das ist ja der Verleger. Wie heißt du doch gleich? Sag es nicht, ich weiß es. Warum hältst du mich auf? Ich muß nach Ravenna ... Ravenna ...«

»Beruhigt Euch. Ihr würdet Ravenna nie lebend erreichen.«

»Was meinst du? Willst du mich auch ermorden?«

»Ganz und gar nicht. Aber wie Ihr vielleicht schon gehört habt, besitze ich ein gewisses Geschick, in der Zukunft zu lesen.«

»Oh ja, das habe ich gehört. Was bringt mir die Zukunft? Aber sage mir nicht, daß ich getötet werde! Ich will nicht sterben. Wenn sie mich nur leben lassen, dann werde ich nie mehr jemand etwas zuleide tun. Nie mehr.« Der kleine graubärtige Mann zitterte förmlich vor Angst.

»Wenn Ihr Euch ein paar Minuten ruhig haltet, werde ich Euch sagen, was ich sehe. Erinnert Ihr

Euch, wie Ihr einem edlen Goten eine schöne und reiche Erbin abgeschwindelt habt, die man ihm zur Ehe versprochen hatte?«

»Ach du meine Güte. Das ist wohl Optaris, Winithars Sohn, nicht wahr? Aber sage nicht ›abgeschwindelt‹, Martinus. Ich habe nur meinen Einfluß geltend gemacht – auf der Seite des Besseren. Aber warum fragst du?«

»Wittiges hat Optaris den Auftrag gegeben, Euch nachzujagen und zu töten. Er folgt Euch jetzt und reitet deshalb Tag und Nacht. Wenn Ihr weiter nach Ravenna reitet, wird dieser Optaris Euch einholen, ehe Ihr dort eintrefft, Euch vom Pferd reißen und töten.«

Thiudahad bedeckte das Gesicht mit den Händen.

»Was soll ich nur tun? Was soll ich nur tun? Wenn ich nach Ravenna käme! Dort habe ich Freunde!«

»Das glaubt *Ihr*. Ich weiß es besser.«

»Aber gibt es denn gar nichts? Ich meine, ist es Optaris bestimmt, mich zu töten, ganz gleich, was ich tue? Können wir uns nicht verstecken?«

»Vielleicht. Meine Prophetengabe gilt nur dann, wenn Ihr versucht, Euren ursprünglichen Plan auszuführen.«

»Nun, dann werden wir uns also verstecken.«

»Gut. Ich muß nur diesen Burschen hier wachbekommen.« Padway deutete auf Herman.

Sie stiegen ab, und Padway wiederholte seine Be-

mühungen, Herman zu wecken.

Thiudadah saß im Gras und klagte: »Solcher Undank! Und ich war ein so guter König!«

»Natürlich«, spottete Padway, »Ihr habt nur den Eid gebrochen, den Ihr Amalasuntha gegeben habt, Euch nicht um öffentliche Angelegenheiten zu kümmern. Und dann habt Ihr sie ermorden lassen.«

»Aber du verstehst nicht, Martinus. Sie hat unseren besten Patrioten, Graf Tulun, umbringen lassen ...«

»Und dann habt Ihr Euch in die letzte Papstwahl gemischt und Justinian angeboten, ihm Italien zu verkaufen, um ein Anwesen in der Nähe von Konstantinopel und eine Rente ...«

»Was? Woher weißt du ... ich meine, das ist eine Lüge!«

»Ich weiß eine ganze Menge. Ihr habt die Verteidigung Italiens vernachlässigt und Neapel nicht unterstützt.«

»Du verstehst mich nicht. Ich hasse alle diese militärischen Dinge. Ich gebe zu, ich bin kein guter Soldat. Ich bin Gelehrter. Also überlasse ich diese Dinge meinen Generalen. Das ist doch nur vernünftig, oder?«

»Wie die letzten Ereignisse bewiesen haben – nein.«

»Was? Jetzt hör einmal zu, Martinus. Selbst wenn ich nicht mehr König bin, bin ich immerhin von edler Geburt, und ich lasse mir nicht ...«

»Wie Ihr meint.« Padway stand auf und ging zu seinem Pferd. »Ich reite jetzt etwas die Straße hinunter. Wenn ich Optaris treffe, sage ich ihm, wo er Euch finden kann.«

»*Nein!* Tu das nicht. Du darfst nicht zulassen, daß dieser furchtbare Mensch mich erwischt!«

»Also gut. Vielleicht kann ich sogar dafür sorgen, daß Ihr Eure Königswürde wiedererlangt. Aber diesmal bekommt Ihr sie nur dem Namen nach, damit wir uns richtig verstehen.« Padway entging das Funkeln in Thiudahads Augen nicht.

Plötzlich rief Thiudahad:

»Da kommt er! Das ist der Mörder Optaris!«

Padway wirbelte herum. Tatsächlich, da kam ein Gote auf sie zugaloppiert. Das hatte er großartig gemacht, dachte Padway. Er hatte mit Reden so viel Zeit vergeudet, daß der Verfolger sie eingeholt hatte. Was tun?

Er besaß keine Waffe, und Thiudahad besaß auch kein Schwert. Für Padway, der in der Welt der Atom-bombe aufgewachsen war, erschien ein Schwert ohnehin als eine lächerliche Waffe. So war er nie auf den Gedanken gekommen, ein solches Instrument mit sich herumzuschleppen. Als er jetzt Optaris' Klinge blitzen sah wußte er, daß das ein Fehler gewesen war. Der Gote beugte sich vor und trieb sein Pferd genau auf sie zu.

Thiudahad stand wie erstarrt da und zitterte. Dann

winselte er immer wieder ein Wort: »Gnade!« Optaris grinste und hob den rechten Arm.

Im letzten Augenblick warf sich Padway auf den Exkönig und riß ihn zur Seite. Dann eilten die beiden Männer auf die schützenden Bäume zu. Optaris sprang mit einem wütenden Fluch aus dem Sattel und nahm die Verfolgung auf. Unterdessen hatte Padway einen Geistesblitz. Er beugte sich über Herman, der gerade aufzuwachen begann, riß ihm das Schwert aus der Scheide und rannte Optaris nach. Der sah ihn kommen und blieb stehen.

Padway schalt sich einen Narren. Er besaß nur ganz grobe theoretische Kenntnisse von der Kunst des Fechtens und hatte keinerlei praktische Erfahrung. Das schwere gotische Breitschwert war ihm nicht vertraut und fühlte sich in seiner schweißnassen Hand unbequem an. Der Gote kam jetzt langsam auf ihn zu. Dann verlegte er sein Gewicht auf einen Fuß und erhob das Schwert zu einem Rückhandschlag.

Padway parierte eher instinktiv als bewußt. Die beiden Klingen prallten klirrend aufeinander, und dann flog Padway das Schwert in hohem Bogen aus der Hand. Optaris schlug blitzschnell ein zweites Mai zu, aber Padway war noch schneller und hatte sich geduckt. Jetzt rannte er dem Schwert nach, hob es auf und rannte weiter, während Optaris immer noch mit erhobenem Schwert hinter ihm her setzte. Auf der Oberschule war er ein passabler Vier-

hundert-Meter-Läufer gewesen, vielleicht konnte er Optaris auf diese Weise müde machen und wenn sie dann schließlich – *uups!* Er stolperte über eine Wurzel und fiel auf die Nase.

Irgendwie brachte er es fertig, sich herumzuwerfen, ehe Optaris ihn eingeholt hatte. Und irgendwie schaffte er es auch, hinter zwei dicht beieinanderstehenden Eichen Deckung zu finden. Und jetzt mußte er eben sein Schicksal über sich ergehen lassen. Aber als der Gote sein Schwert über dem Kopf schwang stieß Padway in einer letzten verzweifelten Geste mit dem Schwert gerade nach vorne zu und traf Optaris freiliegende Brust. Er hatte eigentlich eher vorgehabt, den Mann von sich wegzustoßen, als ihn zu verletzen.

Optaris war wirklich ein gewandter Fechter. Aber die Fechtkunst dieser Zeit bediente sich ausschließlich der Schwertschneide. Niemand hatte je Florettechnik gegen ihn eingesetzt. Also war es kein Wunder, daß er direkt in die ausgestreckte Klinge hineinlief. Er stöhnte, sein eigener Schlag wurde kraftlos, und dann versagten ihm die stämmigen Beine langsam den Dienst. Er stürzte. Seine Hände kratzten noch einmal im Staub und ein Blutstrom schoß ihn aus dem Mund.

Als Thiudahad und Herman herüberkamen, sahen sie Padway totenblaß an einem Baumstamm lehnen. Das war das erste Mal, daß er einen Menschen getötet hatte. Um Thiudahads wertlosen Hals zu retten,

hatte er einen Mann getötet, der wahrscheinlich viel besser als der Exkönig war, einen Mann, der Padway nie in seinem Leben etwas zuleide getan hatte! Wenn er ihn nur hätte verwunden können ... Aber all diese Gedanken hatten keinen Sinn; der Mann war ebenso tot wie König Ramses von Ägypten. Die Lebenden waren ein viel größeres Problem für ihn.

Er sagte jetzt zu Thiudahad: »Es wird wohl besser sein, wenn wir Euch verkleiden. Am besten nehmt Ihr zuerst diesen Bart ab. Schade, daß Ihr Euer Haar schon kurz geschnitten tragt. Und Eure Kleider sind viel zu auffällig. Herman, kann man dir vertrauen? Geh nach Narnia und kaufe ein Sonntagskleid für einen italienischen Bauern.«

»Ja, ja, gib mir *Siluber*, dann gehe ich.«



Liuderis, Oscars Sohn, Kommandeur der Stadtgarnison von Rom, blickte mürrisch aus dem Fenster seines Arbeitszimmers. Für seine einfache treue Seele war die Welt schon zu oft von oben nach unten gekehrt worden. Zuerst wurde Thiudahad abgesetzt und Wittiges zum König gewählt. Dann faßte Wittiges mit den anderen Gotenführern den Beschluß, nach Ravenna zu reisen und eine schwache Garnison in Rom zurückzulassen. Und jetzt stellte sich heraus, daß die Bürger anfangen, unruhig zu werden; ja schlimmer noch, daß seine Truppen Angst hatten, die Stadt gegen die Griechen zu halten. Noch schlimmer, daß Papst Silverius in glatter Verletzung seiner Eide, die er Wittiges geleistet hatte, und mit der einzigen Begründung, daß der König ein Ketzer wäre, mit Belisarius in Briefwechsel stand mit dem Ziel, eine unblutige Übergabe der Stadt herbeizuführen.

Aber alles das schien ihm klein und unwichtig, verglichen mit dem Schock, den er empfand, als sich herausstellte, daß zwei Besucher, die seine Ordonnanz in sein Zimmer geführt hatte, Martinus Padway und Exkönig Thiudahad waren, den er trotz seines glattrasierten Kinns erkannte. Der Kommandeur ließ sich in den Stuhl fallen, starrte die beiden Besucher an und rief erregt aus:

»Ihr!«

»Ja, wir«, sagte Padway milde und nickte. »Ihr kennt doch Thiudahad, König der Ostgoten und Italiener, nehme ich an, und mich kennt Ihr auch. Ich bin übrigens der neue Quästor des Königs.«

»Aber ... aber, wir haben einen anderen König! Ich glaube, auf Euren Kopf ist ein Preis ausgesetzt.«

Padway lächelte. »Der Königliche Rat war in dieser Sache etwas übereifrig, wie wir ihm bald beweisen werden. Wir werden erklären ...«

»Aber wo wart Ihr, und wie seid Ihr aus meinem Lager entkommen? Und was tut Ihr hier?«

»Eines nach dem anderen, mein lieber Liuderis. Zuerst waren wir in Florenz und haben einige Vorräte für unseren Feldzug gesammelt. Dann ...«

»Was für einen Feldzug?«

»... stehen mir Mittel und Wege zur Verfügung, die gewöhnlichen Menschen versagt sind. Und um Eure dritte Frage zu beantworten – wir sind hier, um Eure Truppen gegen die Griechen zu führen und diese zu vernichten.«

Es dauerte eine Stunde, Liuderis so weit zu bringen, daß er fragte: »Nun, was für Pläne eines Feldzuges gegen die Griechen hattet Ihr denn im Sinn?«

Padway antwortete: »Wir wissen, daß sie auf der Latiner Straße kommen werden. Also hat es keinen Sinn, in Terracina eine Garnison zu behalten. Und wir wissen auch ungefähr, wann sie kommen werden. Wenn man die Garnison von Terracina mitrech-

net – wieviel Leute hättet Ihr dann bis zum Ende nächsten Monats zur Verfügung?»

Liuderis dachte nach. »Wenn ich die Männer von Formia hereinriefe – sechstausend, vielleicht sieben. Etwa halb und halb Bogenschützen und Lanzenreiter. Das gilt natürlich nur unter der Voraussetzung, daß König Wittiges nicht davon gehört und selbst etwas unternommen hat. Aber die Nachrichten verbreiten sich langsam.«

»Wenn ich Euch zeigen könnte, wie Ihr gegen die Griechen doch eine Chance habt, würdet Ihr Eure Leute dann zum Gegenangriff führen?«

»Ich weiß nicht. Da müßte ich nachdenken. Vielleicht. Wenn, wie Ihr sagt, unser König – verzeiht mir, edler Thiudahad, ich meine den *anderen* König – ohnehin der Niederlage geweiht ist, dann könnte man es vielleicht riskieren. Was würdet Ihr tun?«

»Belisarius hat etwa zehntausend Mann«, erwiderte Padway. »Zweitausend wird er als Garnison in Neapel und einigen anderen Städten des Südens zurücklassen. Zahlenmäßig wird er uns dennoch etwas überlegen sein. Und ich erinnere mich daran, daß Euer wackerer Wittiges davonrannte, als zwanzigtausend zu seiner Verfügung standen.«

Liuderis zuckte die Achseln. Das Gespräch schien ihm peinlich. »Zugegeben, das war nicht weise gehandelt. Aber er rechnet mit weiteren tausenden aus Gallien und Dalmatien.«

»Haben Eure Leute Übung im Nachtangriff?« fragte Padway.

»In Nachtangriffen? Ihr habt vor, den Feind bei *Nacht* anzugreifen? Nein, von so etwas habe ich noch nie gehört. Schlachten werden immer bei Tageslicht ausgefochten. Ein Nachtangriff scheint mir nicht sehr praktisch. Wie könnt Ihr denn Eure Männer unter Kontrolle behalten?«

»Das ist es ja gerade. Niemand hat je gehört, daß die Goten des Nachts angreifen, also sollte diese Taktik eine Erfolgschance haben. Aber es erfordert eine Spezialausbildung. Zuerst müßt ihr Streifen auf die Straßen nach Norden ausschicken, um Leute aufzuhalten, die die Nachricht nach Ravenna bringen könnten. Und ich brauche ein paar gute Katapult-Fachleute. Ich will mich nicht ganz auf die Bücher in den Bibliotheken verlassen, um meine Artillerie aufzubauen. Wenn niemand von Euren Truppen etwas von Katapulten versteht, sollten wir doch ein oder zwei Römer finden, die über das nötige Wissen verfügen. Und dann könntet Ihr mich in Euren Stab berufen – Ihr habt keinen Stab? Dann wird es höchste Zeit, daß Ihr damit anfangt.«

Padway lag auf einem Hügel bei Fregellae und beobachtete die Kaiserlichen durch ein Teleskop. Er war überrascht, daß Belisarius, als der berühmteste Soldat seiner Zeit, seine Truppen nicht weiter hatte ausschwärmen lassen. Seine Vorhut bestand

aus ein paar hundert berittenen Hunnen und Mohren, die herumgaloppierten. Dann kamen zweitausend der berühmten *Cataphracti* oder Kürassiere in geregelter Marschordnung. Als Fahne trugen sie eine lange, im Wind flatternde Lederschlange, die an einer Stange befestigt war.

Das waren die besten und bestimmt auch die vielseitigsten Soldaten des 6. Jahrhunderts, und jeder mann fürchtete sie. Padway hatte auch kein besonders zuversichtliches Gefühl, als er sie beobachtete. Dann kamen dreitausend Isaurianische Bogenschützen, die zu Fuß marschierten, und schließlich weitere zweitausend Kürassiere.

Liuderis, der neben Padway lag, meinte:

»Das ist eine Art Signal. Ja, ich nehme an, daß sie dort ihr Lager aufschlagen werden. Woher wußtet ihr, daß sie diese Stelle aussuchen würden, Martinus?«

»Einfach. Ihr erinnert Euch doch an das kleine Gerät, das ich am Wagenrad hatte? Das mißt Entfernungen. Ich habe die Entfernung auf der Straße gemessen; da ich ihren normalen Tagesmarsch und die Stelle, von der aus sie abmarschierten, kannte, war das ganz einfach.«

»Hm. Wunderbar. Wie kommt Ihr nur auf alle diese Dinge? Soll ich den Ingenieuren jetzt Anweisung geben, Brunnhilde aufzubauen?«

»Noch nicht. Wenn die Sonne untergeht, werden wir den Abstand zum Lager messen.«

»Wie wollt Ihr das tun, ohne gesehen zu werden?«

»Ich zeige es Euch, wenn es soweit ist. Sorgt Ihr inzwischen dafür, daß die Leute sich ruhig verhalten.«

Die Byzantiner bauten ihr Lager schnell und äußerst exakt. Das waren wirkliche Soldaten, dachte Padway. Mit Männern wie diesen konnte man etwas ausrichten. Es würde lange Zeit dauern, bis die Goten diesen Stand erreichten. Für sie war der Krieg immer noch ein kindliches Vergnügen.

Bruchstücke von Liedern klangen aus dem Lager zu ihnen herauf. Offenbar hatte Padways raffinierter Plan, eine Wagenladung Branntwein so stehen zu lassen, daß Belisarius Soldaten sie finden konnten, Erfolg gehabt – und das trotz der bekannten Strenge, die Belisarius gegenüber betrunkenen Soldaten an den Tag legte.

Jetzt wurden Säcke mit Schwefelpaste herausgebracht. Die Ingenieure hatten inzwischen Brunhilde, das riesige Katapult, in Stellung gebracht. Padway sah auf seine Uhr. Es war beinahe Mitternacht.

»Fertig?« fragte er. »Ersten Sack anzünden.« Die ölgetränkten Lappen wurden entzündet. Der Sack wurde in die Schlinge gelegt. Padway selbst zog an der Lafette.

»Ffft – *whuumm!*« machte Brunhilde. Der Sack beschrieb eine feurige Parabel. Padway rannte den kleinen Bergabhang hinauf, der Schutz vor den Augen

der Feinde bot. Er sah nicht, wie der Sack im feindlichen Lager landete, aber das betrunkene Grölen der Soldaten hörte schlagartig auf, und man vernahm jetzt ein Summen. Hinter ihm krachten Peitschen und ächzten Geschirre, als die Pferde sich ins Zeug legten. Er hatte eigens eine Vorrichtung für schnelles Wiederladen geschaffen.

Whuumm! Der zweite Sack verlor mitten im Flug seine Zündschnur und setzte daher harmlos über dem Lager ab. Aber ganz egal, in den nächsten paar Sekunden würde der dritte Schuß folgen. Und noch einer. Das Summen war diesmal lauter, und man hörte zwischendurch die Befehle der Unterführer.

»Liuderis!« rief Padway. »Gebt Euer Signal!«

Drüben im Lager begannen die Pferde aufgeregt zu wiehern. Der Geruch von Schwefeldioxyd erschreckte sie. Gut, auf diese Weise würde vielleicht die kaiserliche Kavallerie bewegungsunfähig werden. Irgendetwas im Lager brannte mit grellen, hochzügelnden Flammen. In diesem Licht sah man eine Kompanie Goten zu Padways Rechten, die sich über das unebene Terrain vorarbeitete. Ihre großen, runden Schilde waren weiß bemalt, damit man sie erkannte, und jeder einzelne Mann hatte sich einen feuchten Lappen über die Nase gebunden. Zumindest sollte es ihnen gelingen, die kaiserlichen Truppen zu erschrecken, wenn sie schon sonst nichts ausrichteten, dachte Padway.

Als die Goten vorrückten, wurde der Lärm noch

lauter. Hinzu kamen jetzt die Schlachtrufe, das Schwirren der Bogensehnen und schließlich das Klirren der Schwerter. Padway konnte »seine« Männer sehen, die sich schwarz vor dem Feuerschein abhoben. Sie wurden immer kleiner, bis sie im Graben des Lagers schließlich ganz verschwanden. Dann war nur noch ein undeutliches Durcheinander von Bewegungen zu sehen, und ein Heidenlärm setzte ein, als die Angreifer sich auf der anderen Seite wieder in die Höhe arbeiteten – unsichtbar, bis sie wieder im Schein der Flammen auftauchten – und sich unter die Verteidiger mischten.

Einer der Ingenieure rief ihm zu, die Schwefelsäcke seien nun zu Ende, und er fragte, was sie tun sollten.

»Weitere Befehle abwarten!« rief Padway zurück.

»Aber dürfen wir nicht kämpfen? Wir versäumen ja den ganzen Spaß.«

»Nein, das könnt ihr nicht! Ihr seid das einzige Ingenieurkorps, westlich der Adria, das etwas taugt, und ich kann mir nicht leisten, daß ihr umgebracht werdet!«

»Puh!« machte eine Stimme im Dunkeln. »Das ist nicht Kriegerart, hier zurückzubleiben. Kommt, Leute. Martinus soll der Teufel holen!«

Ehe Padway etwas dagegen unternehmen konnte, rannten die zwanzig Mann der Katapultbesatzung auf die Feuer zu.

Padway rief ärgerlich nach seinem Pferd und ritt

davon, um Liuderis zu suchen. Der Kommandeur saß im Sattel vor einer dicht gedrängten Truppe von Lanzenreitern.

»Schon irgendwelche Zeichen eines Ausfalls?« erkundigte sich Padway.

»Nein.«

»Aber ich wette, daß noch einer kommt. Wer wird diese Truppe anführen?«

»Ich.«

»Oh! Ich dachte, ich hätte Euch erklärt, weshalb der Kommandeur nicht ...«

»Ich weiß, Martinus«, sagte Liuderis fest. »Ihr habt viele Ideen, aber Ihr seid jung. Ich dagegen bin ein alter Soldat. Die Ehre verlangt, daß ich meine Männer führe. – Tut sich dort drüben im Lager nicht etwas?«

Er hatte recht. Die kaiserliche Kavallerie kam heraus. Belisarius war es trotz seiner Schwierigkeiten gelungen, eine Anzahl Pferde und Kürassiere zusammenzubringen. Im Augenblick donnerte diese Gruppe aus dem Haupttor des Lagers, und die gotische Infanterie stürmte nach allen Richtungen auseinander. Liuderis brüllte, und die Masse gotischer Ritter stürzte davon. Padway sah, wie die kaiserlichen Truppen ausschwärmten, um den Feind von hinten anzugreifen. Und dann hörte er ein ohrenbetäubendes Krachen, als die beiden feindlichen Truppen aufeinanderstießen. Danach herrschte einige

Augenblicke nichts als finstere Verwirrung. Langsam erstarb der Lärm. Padway fragte sich, was wohl geschehen sein mochte. Er kam sich dumm vor, wie er so allein auf seinem Pferd saß, eine Viertelmeile von jeder Kampfhandlung entfernt. Theoretisch befand er sich an der Stelle, wo sich der Stab, die Reserven und die Artillerie befinden sollten. Aber es gab keine Reserven; ihr einziges Katapult stand verlassen irgendwo im Dunkeln, und die Artilleristen und der Stab tauschten mit den Kaiserlichen Schwerthiebe aus.

Padway bewegte sich auf das Lager zu. Er kam dabei an einem Goten vorbei, der seelenruhig eine Beinwunde mit einem Stück Stoff verband, den er sich von der Tunika gerissen hatte. Etwas später stieß er auf eine ansehnliche Truppe aus dem Sattel gestiegener kaiserlicher Kürassiere, die waffenlos dastanden.

»Was macht ihr da?« fragte er.

Einer antwortete:

»Wir sind Gefangene. Ein paar Goten hätten uns bewachen sollen, aber sie ärgerten sich darüber, daß sie von der Beute ausgeschlossen wurden, und so ritten sie ins Lager.«

»Und was ist aus Belisarius geworden?«

»Da ist er.« Der Gefangene deutete auf einen Mann, der auf dem Boden saß und den Kopf auf die Hände gestützt hatte. »Ein Gote hat ihm sein Schwert über den Kopf geschlagen. Er ist halb bewußtlos. Er

kommt gerade zu sich. Wißt Ihr, was mit uns geschehen wird edler Herr?«

»Nichts Schlimmes, glaube ich. Ihr Leute wartet hier, bis ich jemand herschicke.« Padway ritt weiter aufs Lager zu. Soldaten waren eigenartige Leute, dachte er. Solange Belisarius sie führte und sie Gelegenheit hatten, ihre Bogen-plus-Lanze-Taktik anzuwenden, konnten die *Cataphracti* mindestens die dreifache Zahl gegnerischer Truppen schlagen. Aber jetzt hatte jemand ihrem Anführer einen Schlag versetzt, und sie waren fromm und wie die Lämmer.

In der Nähe des Lagers gab es viele Tote und Verwundete, und ein paar reiterlose Pferde grasten friedlich. Im Lager selbst standen kaiserliche Truppen, Isaurier, Mohren und Hunnen in kleinen Gruppen herum und hielten sich Stoffetzen vor die Nase, um den Schwefelgestank zu mildern. Goten rannten zwischen ihnen herum und suchten Dinge, die ihnen des Plünderns wert schienen.

Padway stieg vom Pferd und fragte ein paar der Plünderer, wo Liuderis sei. Niemand wußte es, bis ihm ein Offizier, Gaina mit Namen, Antwort gab. Er saß neben einem Toten und weinte.

»Liuderis ist tot«, sagte er schluchzend. »Er ist bei dem Kampf umgekommen, als wir mit der griechischen Kavallerie zusammenstießen.«

»Wer ist das?« fragte Padway und deutete auf den Toten.

»Mein jüngerer Bruder.«

»Das tut mir leid. Aber willst du nicht mit mir kommen und helfen, wieder etwas Ordnung in die Truppe zu bringen? Dort draußen sind hundert Kü-rassiere und niemand bewacht sie. Wenn sie zu sich kommen, werden sie einen Ausbruchversuch unternehmen.«

»Nein, ich bleibe bei meinem Bruder.« Und Gaina fuhr fort zu weinen.

Padway suchte eine Weile, bis er einen anderen Offizier, Gudareths, fand, der den Mut noch nicht ganz aufgegeben hatte. Wenigstens strengte er sich verzweifelt an, ein paar Soldaten zusammenzutrommeln, um die gefangenen Kaiserlichen zu bewachen. Aber kaum wandte er seinen Leuten den Rücken als sie ihn auch schon wieder im Stich ließen.

Padway hielt ihn fest. »Laß das«, herrschte er ihn an. »Liuderis ist tot, höre ich, aber Belisarius lebt. Wenn wir ihn nicht schnappen ...«

Sie fingen sich also ein paar Goten zusammen und gingen zu der Stelle zurück, wo der kaiserliche General immer noch zwischen seinen Männern saß. Sie stellten Posten um ihn auf.

Gudareths, ein kleiner munterer Bursche, redete unentwegt: »Das war vielleicht ein Angriff, war das ein Angriff! Ich hab' noch nie einen besseren gesehen, selbst nicht in der Schlacht an der Donau. Wir haben sie von der Flanke genommen, Klasse, wirklich. Der griechische General hat wie ein Berserker gekämpft, bis ich ihm eins über den Schädel verpaß-

te. Und dabei ist doch glatt mein Schwert abgebrochen. Der beste Schlag, den ich je angebracht habe, weiß Gott. Besser noch als damals als ich dem bulgarischen Hunnen den Kopf abgeschlagen habe, fünf Jahre ist es jetzt her. O ja, ich hab' schon hunderte von Feinden getötet. Tausende könnte man sagen. Die armen Teufel tun mir ja leid. Dabei bin ich keineswegs blutrünstig, aber die stellen sich immer gegen mich. Sag', wo warst du denn während des Angriffs?« Er sah Padway scharf an und wirkte dabei wie ein Eichhörnchen.

»Ich sollte den Einsatz der Artillerie leiten, aber meine Männer sind mir weggelaufen, um an der Schlacht teilzunehmen. Und als ich dann kam, war alles vorbei.«

»Schlimm, ganz bestimmt schlimm. Wie damals, als ich im Kampf gegen die Burgunder stand. Und meine Befehle ließen nicht zu, daß ich mitkämpfte. Als ich dann freilich kam, habe ich bestimmt zwanzig umgebracht ...«

Die Kolonne aus Truppen und Gefangenen zog auf der Latiner Straße nach Norden. Padway war immer noch etwas benommen bei dem Gedanken, daß er selbst jetzt das Kommando über die gotische Armee führte, ganz einfach, weil er in der Nacht nach Luderis Tod die Verantwortung übernommen hatte, um ein völliges Chaos abzuwenden.

Die Besten sterben immer zuerst, dachte er traurig

und erinnerte sich an den einfachen Soldaten, der jetzt tot in einem der Planwagen in der Nachhut lag. Dann mußte er an den verräterischen kleinen König denken, um den er sich wieder würde kümmern müssen, sobald sie nach Rom zurückkamen.

Belisarius hielt sich an Padways Seite. Der kaiserliche General war ein überraschend junger Mann, vielleicht Mitte der dreißig, groß und etwas kräftig gebaut, mit grauen Augen und lockigem braunen Haar. Seine slawische Herkunft konnte man an seinen breiten Backenknochen erkennen.

Soeben sagte er ernst.

»Verehrter Martinus, ich sollte Euch für die Großmut danken, die Ihr meiner Frau erwiesen habt. Ihr habt Euch wirklich sehr darum bemüht, ihr diese traurige Reise bequem zu machen.«

»Schon gut, verehrter Belisarius. Vielleicht gerate ich eines Tages in Eure Gefangenschaft.«

»Das scheint mir nach diesem Fiasko kaum wahrscheinlich. Übrigens, wenn ich fragen darf, wer seid Ihr eigentlich? Ich hörte, daß man Euch Martinus, den Geheimnisvollen, nennt! Ihr seid kein Gote, ja Eurer Sprache nach nicht einmal ein Italer.«

Padway wiederholte wieder einmal seine Litanei von Amerika.

»Wirklich? Diese Amerikaner müssen ein in kriegerischen Dingen sehr bewandertes Volk sein. Ich wußte sofort, als der Kampf begann, daß ich es nicht mit einem Barbarenheerführer zu tun hatte. Dazu

war die zeitliche Planung viel zu gut, besonders, was diesen Kavallerieangriff angeht. Puuuhh! Ich rieche immer noch diesen verdammten Schwefel!«

Padway lächelte undurchsichtig. Dann fragte er: »Wie würde Euch der Gedanke gefallen, auf unsere Seite überzutreten? Wir brauchen einen guten General, und ich selbst habe als Thiudahads Quästor alle Hände voll zu tun.«

Belisarius runzelte die Stirn. »Nein, ich habe Justinian einen Eid geleistet.«

»Na schön. Aber Ihr wißt ja vielleicht, daß ich manchmal etwas in die Zukunft sehen kann. Und ich kann Euch sagen, daß Justinian um so gemeiner und undankbarer Euch gegenüber werden wird, je treuer Ihr sein werdet. Er wird ...«

»Ich habe nein gesagt!« erklärte Belisarius fest. »Ihr könnt mit mir tun, was Ihr wollt. Aber wenn Belisarius einmal nein gesagt hat, bleibt es dabei.«

Padway gab sich für einen Augenblick geschlagen.

»Wo ist eigentlich Euer Sekretär, Procopius von Caesarea?« wollte er wissen, weil er sich daran erinnerte, daß er den Großteil seiner geschichtlichen Kenntnisse dem Werk des Procopius entnommen hatte.

»Ich weiß nicht. Er war in Süditalien und ist wahrscheinlich gerade zu uns unterwegs.«

»Gut. Wir werden ihn einfangen. Wir brauchen einen tüchtigen Historiker.«

Belisarius' Augen weiteten sich.

»Woher wißt Ihr von dem Geschichtswerk, für das er Notizen sammelt? Ich dachte, er hätte davon niemandem außer mir berichtet.«

»Oh, ich habe da meine Mittel. Deshalb nennt man mich auch den Geheimnisvollen.«

Sie betraten Rom durch das Latinertor und zogen dann weiter in nördlicher Richtung, am Circus Maximus und dem Kolosseum vorbei, und dann das Quirinaltal hinauf zum alten Viminaltor und dem Prätorianerlager.

Hier gab Padway Anweisung, die Gefangenen in Gewahrsam zu nehmen, worauf er Gudareths befahl, Posten aufzustellen.

Und dann stand er inmitten einer Schar von Offizieren, die ihn erwartungsvoll ansahen. Aber er wußte nicht, was er jetzt befehlen sollte.

Er rieb sich ein paar Augenblicke das Ohrläppchen und nahm dann den gefangenen Belisarius beiseite: »Sagt, General«, meinte er mit leiser Stimme, »was zum Teufel tue ich denn jetzt? Dieses Kriegsgeschäft ist eben nicht mein Beruf.«

Belisarius breites und ungewöhnlich ernstes Gesicht verzog sich. Dann antwortete er: »Ruft Euren Zahlmeister und laßt ihn den Sold an die Männer auszahlen. Am besten mit einem kleinen Bonus, weil sie die Schlacht gewonnen haben. Und dann bestimmt einen Offizier dazu, einige Ärzte zusammenzuholen, die sich um die Verwundeten küm-

mern sollen; ich nehme wenigstens an, daß eine Barbarenarmee wie die hier keine eigenen Mediziner hat. Dann gibt es bestimmt einen Mann, der die Stammrolle überprüft. Erkundigt Euch danach. Ich höre, der Kommandeur der römischen Garnison ist getötet worden. Bestimmt jemand dazu, seinen Posten einzunehmen, und schickt die Garnison in die Kasernen. Sagt den Befehlshabern der anderen Kontingente, daß sie sich um Unterkunft für ihre Leute kümmern sollen. Und wenn sie in Privathäusern wohnen, dann sollen sie den Besitzern sagen, daß sie dafür die übliche Bezahlung bekommen. Aber zuallererst müßt Ihr eine Rede halten.«

»*Ich* eine Rede halten?« erregte sich Padway. »Mein Gotisch ist ausgesprochen lausig ...«

»Wißt Ihr, das gehört einfach mit zum Geschäft. Sagt ihnen, was für großartige Soldaten sie sind. Macht es kurz. Die hören ohnehin nicht richtig hin.«

Nach einigem Suchen machte Padway Thiudahad in der Ulpianischen Bibliothek ausfindig. Der kleine Mann war hinter einem riesigen Stapel von Büchern kaum zu sehen. Vier Leibwächter lagen auf dem Fußboden und auf Bänken herum und schnarchten.

Thiudahad blickte auf und musterte Padway aus seinen kurzsichtigen Augen.

»Oh, das ist ja der Verleger. Martinus, nicht wahr?«

»Richtig, hoher Herr. Vielleicht darf ich hinzufügen, daß ich Euer neuer Quästor bin.«

»Was? Wer hat dir das gesagt?«

»Ihr. Ihr habt mich dazu ernannt.«

»Ach du meine Güte. Wirklich? Dumm von mir. Wenn ich mich in meine Bücher vertiefe, weiß ich wirklich nicht, was um mich herum geschieht. Wir wollen sehen. Du und Liuderis wolltet doch gegen die Kaiserlichen kämpfen, nicht wahr?«

»*Hoc ille*, hoher Herr. Jetzt ist alles vorbei.«

»Wirklich? Du hast wahrscheinlich mit Belisarius einen Handel abgeschlossen, nicht? An ihn verkauft? Hoffentlich hast du dafür gesorgt, daß ich von Justinian ein Rittergut und eine Apanage bekomme.«

»Das war nicht nötig, hoher Herr. Wir haben gesiegt.«

»*Was?*«

Padway berichtete kurz über die Ereignisse der vergangenen drei Tage. »Und Ihr geht am besten heute nacht früh zu Bett, hoher Herr. Wir reisen morgen nach Florenz.«

»Florenz? Warum, um Himmels willen?«

»Wir müssen Eure Generale Asinar und Grippas abfangen. Sie kommen von Dalmatien zurück, wo sie der kaiserliche General Constantinus verjagt hat. Wenn wir sie abfangen können, ehe sie nach Ravenna kommen und von Wittiges hören, können wir Euch vielleicht Eure Krone zurückgeben.«

Thiudahad seufzte. »Ja, ich glaube, das sollten wir tun. Aber woher weißt du, daß Asinar und Grippas

zurückkommen?«

»Geschäftsgeheimnis, hoher Herr. Ich habe auch eine Streitmacht von zweitausend ausgesandt, um Neapel wieder zu besetzen. General Herodianus hält es mit nur dreihundert Mann besetzt. Es sollte also nicht zu schwierig sein, es ihm wieder abzujagen.«

Thiudahad rieb sich die wäßrigen Augen.

»Bei dir geht alles wirklich schnell, Martinus.«

»Ich habe eine angenehme Überraschung für Euch«, fuhr Padway fort. »Die Geldtruhen der kaiserlichen Armee ...«

»Ja?« Thiudahads Augen leuchteten. »Die gehören natürlich mir. Sehr aufmerksam von dir, Martinus.«

»Nun, ich mußte etwas hineingreifen, um unsere Truppen zu bezahlen und die Rechnungen des Feldzuges zu begleichen. Aber Ihr werdet den Rest als angenehme Zugabe zur königlichen Börse empfinden.«

Padway verzichtete auf den Zusatz, daß er etwa die Hälfte des Restes beschlagnahmt und bei Thomasus deponiert hatte. Die genauen Besitzverhältnisse der Kriegskasse einer geschlagenen Armee, insbesondere, wenn der Sieger ein freiwilliger ist, der einem abgesetzten König dient, war ein Problem, dem die juristische Wissenschaft dieser Zeit kaum gewachsen war. Jedenfalls war Padway davon überzeugt, das Geld besser anlegen zu können als Thiudahad.

Ich entwickle mich zu einem richtigen Gauner, dachte er voller Stolz.

Padway versuchte es noch einmal, Belisarius umzustimmen, aber ohne Erfolg. Und dann stellte er fünfhundert der kaiserlichen Kürrasiere als persönliche Leibgarde ein. Sein Anteil an der Beute würde ausreichen, die Männer ein paar Wochen lang zu bezahlen. Und nachher würde er weitersehen.

Die Reise nach Florenz war alles andere als angenehm. Meistens regnete es, und als sie sich dann der Stadt der Blumen näherten, fing es sogar zu schneien an. Da Padway es eilig hatte, nahm er nur Kavallerie mit.

In Florenz schickte er seine Offiziere aus, um warme Kleidung für die Truppen zu kaufen, und sah selbst nach seinen Geschäften. Sie schienen zu blühen, wenn auch Fritharik meinte: »Ich vertraue keinem von den Brüdern, verehrter Meister. Ich bin sicher, daß der Vorarbeiter und dieser Georg Menandrus gestohlen haben, obwohl ich es nicht beweisen kann. Ich verstehe diese Schreiberei und diese Zahlen nicht. Aber wenn Ihr sie lange genug allein laßt, stehlen sie alles, und was wird dann aus uns?«

»Wir werden ja sehen«, sagte Padway. Er rief seinen Buchhalter, Proclus Proclus, herein und verlangte die Bücher zu sehen. Proclus Proclus wurde sofort unruhig, holte die Bücher aber. Padway

stürzte sich auf die Zahlen. Sie waren alle nett und sauber geschrieben, schließlich hatte er selbst dem Buchhalter die Kunst der doppelten Buchführung beigebracht und – plötzlich fing Padway schallend an zu lachen, so daß seine Angestellten zusammenfuhren.

»Was ... was ist denn, edler Herr?« fragte Proclus Proclus.

»Du armer Narr, du hast wohl nicht kapiert, daß deine Diebstähle bei meinem System der Buchführung auffallen wie ein Kalb mit zwei Köpfen? Schau doch her: dreißig Solidi letzten Monat und neun Solidi und ein paar Sesterzen in der letzten Woche. Genausogut hättest du mir jedesmal eine unterschriebene Quittung geben können!«

»Was ... was werdet Ihr mit mir tun?«

»Nun – *eigentlich* sollte ich dafür sorgen, daß man dich ins Gefängnis steckt und auspeitscht.« Padway saß eine Weile stumm da und sah zu, wie Proclus Proclus unruhig auf seinem Hocker herumrutschte. »Aber ich will nicht, daß deine Familie darunter leidet. Und nach dem, was du getan hast, sollte ich dich auch nicht behalten. Aber ich habe zu tun, und ich habe nicht die Zeit, einen neuen Buchhalter auszubilden. Also werde ich dir einfach ein Drittel von deinem Gehalt abziehen, bis diese kleinen *Darlehen* zurückgezahlt sind.«

»Dank, vielen Dank, edler Herr. Aber nur, damit es fair zugeht – Georg Menandrus sollte auch einen Ar-

tikel davon bezahlen. Er ...«

»Lügner!« schrie der Herausgeber.

»Selbst ein Lügner. Schau, ich kann es beweisen. Hier ist eine Eintragung für einen Solidus, zehnter November. Und am elften November taucht Georg mit einem Paar neuer Schuhe und einem Armband auf. Ich weiß, wo er sie gekauft hat. Am fünfzehnten ...«

»Nun, wie steht's, Georg?« fragte Padway.

Schließlich gestand Menandrus, wenn er auch darauf beharrte, daß es sich bei dem gestohlenen Geld nur um Darlehen handelte, die er am Zahltag zurückerstattet hätte.

Padway teilte die Gesamtschuld zwischen den beiden auf, warnte sie eindringlich, es noch einmal zu versuchen.

Als Padway ging fragte ihn Fritharik: »Kann ich nicht mitkommen, Martinus? Hier in Florenz ist es sehr langweilig. Ich habe schon genug gespart, um mein juwelenbesetztes Schwert auszulösen und wenn ich ...«

»Nein Alter. Es tut mir leid, aber ich brauche hier wenigstens *einen*, auf den ich mich verlassen kann. Wenn dieser verdammte Krieg vorbei ist und ich mich nicht mehr um die Politik kümmern muß, werden wir weitersehen.«

Als sie die eisigen Apenninen in Richtung Bologna überquerten wären sie beinahe erfroren. Padway

war fest entschlossen, die Pferde seiner Leute beschlagen zu lassen, wenn er je ein paar Tage Zeit haben sollte. Steigbügel waren bereits erfunden worden, nicht aber Hufeisen. Von Bologna nach Padua – das von der Zerstörung, die Atilas Hunnen angerichtet hatten, immer noch halb in Ruinen lag – war die Straße merklich schlechter als die großartige gepflasterte Straße, auf der sie bis jetzt gereist waren.

In Padua stellten sie fest, daß sie die dalmatinische Streitkraft um genau einen Tag verfehlt hatten. Thiudahad wollte anhalten. »Martinus«, jammerte er. »Du hast mich jetzt durch ganz Norditalien geschleppt und mich beinahe erfrieren lassen. Das ist nicht schön. Willst du jetzt auch einmal deinem König etwas entgegenkommen?«

Padway unterdrückte gewaltsam seinen Ärger.

»Hoher Herr, wollt Ihr Eure Krone nun zurückhaben oder nicht?«

Also mußte der arme Thiudahad weiter. Sie schonen ihre Pferde nicht und holten die dalmatinische Armee auf halbem Wege nach Atria ein. Sie ritten an Tausenden und aber Tausenden von Goten vorbei, die teils zu Fuß, teils zu Pferde unterwegs waren. Insgesamt mußten es mehr als fünfzigtausend gewesen sein. Und diese großen, stämmig aussehenden Männer waren auf das bloße Gerücht hin ausgerissen, daß Graf Constantianus im Anrücken sei.

Der Graf verfügte nur über eine geringe Streitmacht, aber Padway war der einzig Anwesende, der

das wußte, und seine Informationsquelle war nicht ganz astrein. Die Goten begrüßten Thiudahad und Padways gotische Lanzenreiter mit lautem Geschrei und starrten die fünfhundert Kürassiere verblüfft an. Padway hatte seine Leibwache angewiesen, gotische Helme und italische Militärmäntel anzulegen, anstatt der zugespitzten Stahlkappen und burnusartigen Mäntel, die sie getragen hatten, als sie in Belisarius Diensten waren. Aber ihre glattrasierten Gesichter, die eng anliegenden Hosen und die hohen gelben Stiefel unterschieden sie deutlich von dem Rest der Truppen und erweckten somit Argwohn.

Padway fand die beiden Befehlshaber an der Spitze der Reiterschar. Asinar war hochgewachsen, Grippas dagegen klein. Aber von diesen Äußerlichkeiten abgesehen, waren sie nichts anderes als zwei kleine, bärtige alte Barbaren. Sie grüßten Thiudahad voll Respekt. Thiudahad stellte Padway als seinen neuen Präfekten – nein, er meinte natürlich seinen neuen Quästor – vor.

Asinar sagte zu Padway: »In Padua haben wir ein Gerücht gehört, daß es in Italien Bürgerkrieg und Usurpation gegeben hätte. Was stimmt daran?«

Padway war froh, daß sein Nachrichtendienst so weit im Norden noch nicht eingerichtet war. So lachte er nur.

»Oh, unser tüchtiger General Wittiges hatte vor ein paar Wochen eine kluge Idee. Er schloß sich in Ravenna ein, wo die Griechen ihm nichts anhaben

konnten, und ließ sich zum König ausrufen. Wir haben die Griechen verjagt und sind jetzt auf dem Wege zu Wittiges, um mit ihm abzurechnen. Eure Leute werden uns auch dabei helfen können.«

Am nächsten Tag um die Mittagszeit rückten sie in Ravenna ein. Der Nebel war auf der nördlichen Straße so dicht, daß ein Mann, dem Vorreiter vorausgehen mußte, um zu verhindern, daß sie in den Sumpf gerieten.

Als die Krieger in Ravenna aus dem Nebel auftauchten, herrschte einige Unruhe. Padway und Thihadahd hielten sich klugerweise im Hintergrund, während Asinar und Grippas sich zu erkennen gaben. Demzufolge befand sich ein Großteil dieser Streitmacht bereits in der Stadt, ehe jemand den kleinen grau gekleideten Mann neben Padway erkannte. Und dann schien die ganze Stadt in Bewegung zu geraten.

Kurz darauf tauchte ein Gote in einem roten Umhang auf und rannte auf die Spitze der Kolonne zu. Er rief: »Was zum Teufel, geht hier vor? Habt ihr Thihadahd gefangen oder er euch?«

Asinar und Grippas saßen auf ihren Pferden und starrten einander an:

»Äh ... äh ... das heißt ...«

Padway ritt an der Spitze und fragte:

»Wer seid ihr denn, mein lieber Herr?«

»Falls Euch das etwas angehen sollte – ich bin Unilas, Wiljariths Sohn, General unseres Königs Wittig-

ges, König der Goten und Italer. Und wer seid *Ihr*?«

Padway grinste breit und antwortete:

»Sehr erfreut, Eure Bekanntschaft zu machen, General Unilas. Ich bin Martinus Paduei, Quästor unseres Herrn Thiudahad, König der Goten und Italer. Und jetzt, da wir einander kennen ...«

»Narr, es gibt keinen König Thiudahad! Er ist abgesetzt worden! Wir haben einen neuen König! Oder habt Ihr nicht davon gehört?«

»Oh, ich habe vieles gehört. Aber mein lieber Unilas, ehe Ihr weitere unhöfliche Bemerkungen macht, solltet Ihr bedenken, daß König Thiudahad mehr als sechzigtausend Truppen in Ravenna hat, während Ihr nur zwölftausend habt. Ihr wollt doch keine Ungelegenheiten, oder?«

»Ihr unverschämte ... äh ... sagtet Ihr *sechzigtausend*?«

»Vielleicht siebzig, ich habe sie nicht gezählt.«

»Oh, das ist etwas anderes.«

»Ich habe mir schon gedacht, daß Ihr es so ansehen würdet.«

»Was werdet Ihr tun?«

»Nun, wenn Ihr mir sagen könnt, wo *General* Wittiges sich aufhält, würden wir, denke ich, ihm einen Besuch abstatten.«

»Er heiratet heute. Ich nehme an, er ist jetzt gerade zur Sankt Vitalis-Kirche unterwegs.«

»Schnell, wie kommt man zur Sankt Vitalis-Kirche?«

Padway hatte nicht damit gerechnet, die Heirat Wittiges mit einer Tochter aus dieser Amalinger-Familie noch verhindern zu können. Aber diese Gelegenheit durfte er sich nicht entgehen lassen.

Unilas deutete auf eine von zwei Türmen flankierte Kuppel. Padway rief seiner Wache zu und trieb seinem Pferd die Sporen in die Seiten. Die fünfhundert Mann galoppierten hinter ihm her und bespritzten die Passanten von Kopf bis Fuß mit Schlamm. Sie donnerten über eine Brücke, die einen der zahlreichen Kanäle Ravennas überspannte, und auf das Portal der Sank Vitalis-Kirche zu.

An der Tür standen ein Dutzend Wächter. Man hörte Musik aus dem Innern der Kirche. Die Wächter hoben ihre Speere. Padway zügelte sein Pferd und winkte dem Anführer seiner Garde, einem Mazedonier namens Athilleus zu: »Kümmere dich um sie!« befahl er.

Die Kürassiere hatten inzwischen einen Halbkreis um das Kirchenportal gebildet. Im nächsten Augenblick starrten die Posten verblüfft auf einhundert byzantinische Bogen mit gespannten Sehnen.

»So«, sagte Padway auf gotisch, »wenn ihr jetzt eure Spieße fallen laßt, und die Hände hochhebt, geschieht euch nichts – ah, so ist's viel besser.« Er glitt vom Pferd. »Athilleus. gib mir ein paar Leute. Dann umstellst du die Kirche und sorgst dafür, daß diejenigen, die drinnen sind, drinnen bleiben, und daß von draußen niemand hineinkommt, bis ich al-

les mit Wittiges erledigt habe.«

Gefolgt von einhundert Kürassieren, betrat er die Sankt Vitalis-Kirche. Die Musik erstarb in einem Mißton, und die Leute drehten sich nach Padway um. Er brauchte ein paar Sekunden, bis sich seine Augen an das düstere Licht in der Kirche gewöhnt hatten. In der Mitte des großen Achtecks stand ein Bischof. Vor ihm standen drei Personen. Eine davon, ein großer Mann mit einer langen, reich bestickten Robe, mit einer Krone auf dem dunklen, schon ergrauenden Haar, war König Wittiges! An seiner Seite stand ein hochgewachsenes Mädchen mit dicken, goldenen Zöpfen: Prinzessin Mathasuntha. Der dritte war ein gewöhnlicher gotischer Soldat, der neben der Braut stand und ihr den Arm auf den Rücken hielt. Das Gefolge bestand aus einer Handvoll gotischer Edelleute mit ihren Damen.

Padway schritt zielstrebig auf die Gruppe zu. Jeder seiner Schritte dröhnte durch das lange Kirchenschiff. Die Leute rutschten unruhig auf ihren Sitzen herum und murmelten:

»Die Griechen! Die Griechen sind in Ravenna!«

»Junger Mann, was hat das zu bedeuten?« entrüstete sich der Bischof.

»Das werdet Ihr gleich hören, Ehrwürden. Seit wann läßt der arianische Glaube zu, daß ein Mann eine Frau gegen ihren Willen heiratet?«

»Was soll das heißen? Wer wird hier gegen seinen Willen geheiratet? Was geht Euch diese Heirat an?

Wer seid Ihr denn, daß Ihr es wagen dürft ...«

Padway lachte verächtlich. »Eine Frage nach der anderen, bitte. Ich bin Martinus Paduei, Quästor des Königs Thiudahad. Ravenna ist in unserer Hand, und wer klug ist, wird sich dementsprechend verhalten. Was die Hochzeit angeht, so ist es normalerweise nicht üblich, eigens einen Mann dafür mitzubringen, der der Braut die Arme verdreht, damit sie die richtigen Antworten gibt. Ihr wollt diesen Mann doch nicht heiraten, meine Dame, oder?«

Mathasuntha riß ruckartig dem Mann, dessen Griff nachgelassen hatte, ihren Arm weg. Dann ballte sie die Faust und schlug sie ihm mit voller Kraft auf die Nase. Anschließend wirbelte sie zu Wittiges herum, der zurückfuhr. »Du Bestie!« schrie sie. »Ich kratze dir die Augen ...«

Der Bischof packte sie am Arm. »Beruhige dich, meine Tochter, bitte! Im Hause des Herrn ...«

König Wittiges hatte die ganze Zeit Padway beobachtet. Langsam schien ihm seine neue Lage bewußt zu werden. Mathasunthas plötzlicher Angriff riß ihn aus seiner Lethargie. Er brummte:

»Ihr wollt mir weismachen, daß dieser miserablen Federfuchser Thiudahad die Stadt eingenommen hat? *Meine Stadt?*«

»So könnte man sagen, hoher Herr. Ich fürchte, Ihr müßt Eure Absicht, ein Amalinger zu werden und die Goten zu beherrschen, aufgeben. Aber wir werden ...«

Wittiges Gesicht war immer finsterer geworden. Jetzt brüllte er urplötzlich los:

»Ihr Narren!« schrie er. »Ihr bildet euch wohl ein, daß ich meine Krone und meine Braut freiwillig herausgebe? Der Teufel soll mich in der tiefsten Hölle braten, wenn ich das tue!« Bei diesem Wort riß er sein Schwert heraus und rannte auf Padway zu. Seine goldbestickte Robe flatterte.

Padway war nicht völlig überrascht. Er zog sein eigenes Schwert und parierte Wittiges Schlag spielend. Als er sich Brust an Brust mit dem Goten befand, rief er seinen Männern zu:

»Packt ihn, Leute! Aber verletzt ihn nicht!«

Das war leichter gesagt als getan. Wittiges wehrte sich wie ein Wilder, und selbst als fünf Männer an ihm hingen, raste er wie ein Berserker. Die gotischen Edelleute standen da, die Hände auf die Schwerter gestützt, sahen sich aber in einer so hoffnungslosen Minderheit, daß keiner sich bemüßigt fühlte, für seinen König zu sterben. Wittiges begann hilflos zu schluchzen.

»Fesselt ihn, bis er sich beruhigt hat«, meinte Padway gefühllos. »Kann ich einstweilen Feder und Papier haben, Bischof?«

Der Bischof musterte Padway und rief dann einen Kirchendiener, der Padway in ein Zimmer führte. Dort nahm Padway Platz und schrieb:

»Martinus Paduei an Thomasus, den Syrer.

Mein lieber Thomasus: Ich schicke Dir mit diesem

Brief Wittiges, den ehemaligen König der Goten und Italer. Seine Eskorte hat Anweisung, ihn insgeheim in Dein Haus zu liefern. Nimm es mir also bitte nicht übel, daß sie Dich mitten in der Nacht aufwecken.

Soweit ich mich erinnere, haben wir auf der Via Flaminia in der Nähe von Helluvium einen kleinen Telegrafenturm, der sich gerade im Bau befindet. Sorge doch bitte dafür, daß unter diesem Turm eine Kammer eingerichtet wird. Schließe Wittiges dort mit ausreichender Wache ein. Sorge dafür, daß er es so bequem wie möglich hat, denn ich halte ihn für einen äußerst jähzornigen Mann und möchte nicht, daß er sich selbst verletzt.

Von besonderer Wichtigkeit ist, daß Du strengstes Stillschweigen wahrst. Das sollte nicht zu schwierig sein, da dieser Turm sich auf einem freien Stück Land befindet. Ich schlage übrigens vor, daß Du als Wächter Leute nimmst, die weder Lateinisch noch Gotisch sprechen. Sie dürfen den Gefangenen nur auf meinen Befehl hin freilassen, den ich entweder persönlich oder telegrafisch übermittle. Im Falle meines Todes oder sofern ich in Gefangenschaft gerate, ist Wittiges sofort auf freien Fuß zu setzen.

Es grüßt Dich Martinus Paduei.«

Padway sagte zu Wittiges: »Es tut mir leid, daß ich Euch so schlecht behandeln muß, Herr. Ich hätte mich nicht eingemischt, hätte ich nicht gewußt, daß es notwendig war, um Italien zu retten.«

Wittiges war in mürrisches Schweigen verfallen.

Padway fuhr fort: »In Wirklichkeit tue ich Euch nämlich einen Gefallen. Wenn Thiudahad Euch in seine Gewalt bekäme, würdet Ihr sterben – auf sehr langsame Art und Weise.«

Immer noch keine Antwort.

»Na schön. Bringt ihn weg, Leute. Hüllt ihn in Tücher, damit die Leute ihn nicht erkennen und benutzt die Nebenstraßen.«

Thiudahad sah Padway aus seinen etwas vorstehenden Augen an. »Großartig, großartig, mein lieber Martinus. Der königliche Rat hat sich mit dem Unvermeidbaren abgefunden. Das Schlimme ist nur, daß der schändliche Usurpator meine Krone hat ändern lassen, damit sie auf seinen großen Kopf paßt. Ich werde sie wieder ändern lassen müssen. Jetzt kann ich meine Zeit wirklich den wissenschaftlichen Forschungen widmen. Wir wollen sehen – ja, da war noch etwas, was ich Euch fragen wollte. Oh ja, was habt Ihr mit Wittiges gemacht?«

Padway lächelte gnädig. »Er ist Euch nicht zugänglich, Majestät.«

»Ihr meint, Ihr habt Ihn getötet? Das ist aber schade! Das ist sehr unbedacht. Martinus. Ich sagte doch, ich wollte mich mit ihm in der Folterkammer vergnügen ...«

»Nein, er lebt. Er erfreut sich ausgezeichneten Gesundheit.«

»Was? Was? Dann schafft ihn sofort herbei!«

Padway schüttelte den Kopf. »Er befindet sich an einer Stelle, wo Ihr ihn nie finden würdet. Wißt Ihr, ich dachte es wäre schade, einen so guten Reservekönig zu verschwenden. Falls Euch etwas zustieße, könnte ich vielleicht schnell einen brauchen.«

»Das ist Insubordination, junger Mann! Das lasse ich mir nicht bieten! Ihr werdet tun, was Euer König befiehlt, sonst ...«

Padway grinste und schüttelte den Kopf. »Nein, Majestät. Niemand soll Wittiges ein Leid zufügen. Und Ihr solltet mir auch nicht zu nahe treten. Seine Wächter haben den Befehl, ihn freizulassen, falls mir etwas zustoßen sollte. Er kann Euch genauso wenig leiden wie Ihr ihn. Den Rest könnt ihr Euch selbst zusammenreimen.«

»Du Teufel!« erregte sich der König. »Warum habe ich je zugelassen, daß Ihr mein Leben rettet? Keine Sekunde Frieden habe ich seitdem gehabt. Ihr könntet ja auch einem alten Mann etwas Ehrfurcht entgegenbringen«, jammerte er. »Wovon haben wir gerade gesprochen?«

»Vielleicht über das neue Buch, das wir gemeinsam veröffentlichen wollen«, sagte Padway. »Ein Buch mit einer hochinteressanten Theorie über die gegenseitige Anziehung der Massen. Die Bewegung der Himmelskörper wird darin erklärt und alles mögliche andere. Die Theorie nennt sich das Gesetz der Schwerkraft.«

»Wirklich? Oh, das ist sehr interessant, Martinus. Sehr interessant. Das würde meinen Ruhm als Philosoph bis zu den entferntesten Winkeln der Welt verbreiten, oder?«

Padway fragte Unilas, ob Wittiges Neffe Urias in Ravenna wäre. Unilas bejahte das und schickte einen Mann zu Urias. Urias war groß und dunkel wie sein Onkel. Als er hereinkam, blickte er grimmig. »Nun, geheimnisvoller Martinus, jetzt, da Ihr meinen Onkel mit Euren Tricks überwältigt habt, was habt Ihr jetzt mit mir vor?«

»Nichts«, sagte Padway. »Es sei denn, Ihr zwingt mich dazu.«

»Wollt Ihr nicht die Familie meines Onkels ausrotten?«

»Nein, nicht einmal Eurem Onkel will ich etwas antun. Im Vertrauen, ich halte Wittiges versteckt, um Thiudahad daran zu hindern, ihn zu foltern.«

»Wirklich? Kann ich das glauben?«

»Sicher. Ich kann sogar einen Brief von ihm beibringen, in dem er bestätigt, daß er gut behandelt wird.«

»Briefe lassen sich durch Folter erzwingen.«

»Aber nicht von Wittiges. Euer Onkel mag alle möglichen Fehler haben, aber daß er einen schwachen Willen hat, werdet Ihr auch nicht behaupten.«

Urias entspannte sich sichtbar. »Das ist gut. Ja, wenn das stimmt, dann habt Ihr vielleicht doch

noch eine Spur von Anstand.«

»Jetzt wollen wir zur Sache kommen. Was würdet Ihr davon halten, für uns zu arbeiten – nach außen hin also für Thiudahad, aber in Wirklichkeit für mich?«

Urias zog sich sofort wieder zurück. »Kommt nicht in Frage. Ich gebe meinen Befehl natürlich ab. Ich werde nichts unternehmen, was meinem Onkel gegenüber nicht loyal ist.«

»Tut mir leid das zu hören. Ich hatte gar nicht an ein echtes Militärkommando gedacht. Vielmehr wollte ich eine Militärschule für gotische Offiziere einrichten, so ähnlich wie die Byzantiner das haben. Und Ihr solltet die Leitung übernehmen.«

»Oh, das ist etwas anderes. Auf die Weise komme ich ja nicht in Konflikt mit meinem Onkel. Das wäre möglich. Aber – habt Ihr je versucht, einen gotischen Offizier etwas zu lehren? Ich gebe ja zu, daß eine solche Akademie gebraucht wird, aber ...«

»Ich weiß, ich weiß. Die meisten können weder lesen noch schreiben, dafür sehen sie auf die herab, die es können. Deshalb habe ich *Euch* für den Posten ausgesucht. Euch respektiert man, und wenn jemand Eure Landsleute zur Vernunft bringen kann, dann seid Ihr das.« Er lächelte. »Ich hätte mich nicht so um Euch bemüht, wenn ich irgendeinen alltäglichen Posten zu vergeben gehabt hätte.«

»Danke. Ich sehe schon, Ihr wißt, wie man die Leute dazu bringt, für Euch zu arbeiten.«

Padway weihte Urias in einige seiner Gedanken ein. Er wies darauf hin, daß die große Schwäche der Goten darin bestand, daß sie einfach die Taktik ihrer Lanzenreiter und ihrer Bogenschützen zu Fuß nicht koordinieren konnten; daß sie dringend berittene Bogenschützen und Lanzenträger zu Fuß brauchten, um ihre Streitkräfte abzurunden. Dann beschrieb er ihm die Armbrust und einige andere Kriegsgeräte. Er meinte:

»Es dauert fünf Jahre, einen guten Bogenschützen auszubilden, während ein Rekrut in ein paar Wochen lernen kann, mit einer Armbrust umzugehen.

Und wenn ich ein paar gute Metallbearbeiter finde, werde ich Euch eine Rüstung zeigen, die nur halb soviel wiegt wie diese Kettenhemden und trotzdem besseren Schutz gewährt und dem Träger ebensoviel Bewegungsfreiheit läßt.« Er grinste. »Die konservativen Goten werden natürlich über diese neumodischen Ideen murren. Ihr solltet sie daher stufenweise einführen. Und vergeßt nicht – das sind Eure Ideen; Ihr sollt dafür Lob ernten.«

»Ich verstehe«, gab Urias grinsend zurück. »Wenn jemand dafür gehenkt wird, dann werde ich das sein, und nicht Ihr. Das ist genauso wie dieses revolutionäre Buch über Astronomie, das unter Thiudahads Namen erschien. Alle Kirchenleute von hier bis Persien sind wütend. Der arme alte Thiudahad muß dafür büßen, aber ich weiß genau, daß Ihr ihm

die Sache eingeredet habt. Aber meinetwegen, Martinus. Ich bin einverstanden.«

Padway selbst war erstaunt, als Urias ein paar Tage später mit einer äußerst respektablen Armbrust ankam. Obwohl er Zeichnungen dafür geliefert hatte, wußte er doch aus eigener Erfahrung, wie schwierig es war, einen Handwerker des sechsten Jahrhunderts dazu zu bewegen, etwas zu bauen, was er noch nie gesehen hatte.

Die Bevölkerung Ravennas schien wie Wassertropfen in einem Schwamm zu versickern. Ein Großteil strömte nach Norden; fünfzigtausend Goten, die den Rückmarsch nach Dalmatien antraten. Padway schickte laufend Stoßgebete zum Himmel, daß Asinar, der intelligenter als Grippas schien, nicht plötzlich auf den Gedanken kam, nach Italien zurückzukehren, ehe er etwas geleistet hatte. Padway wagte es nicht, Italien lange genug zu verlassen, um selbst das Kommando über den Feldzug zu übernehmen. Er schickte jedoch einige Angehörige seiner persönlichen Garde mit, um die Goten in der Kunst des Bogenschießens zu Pferde zu unterrichten. Aber es war natürlich durchaus möglich, daß Asinar entschied, auf diesen neumodischen Unsinn zu verzichten, sobald er, Padway, außer Sichtweite war. Ebensogut war es möglich, daß die Kürassiere zu Graf Constantianus desertierten, aber es hatte keinen Sinn, zu pessimistisch in die Zukunft zu sehen.

Padway selbst zog nach Rom zurück und suchte dort seine gefangenen kaiserlichen Generäle auf. Sie waren komfortabel untergebracht und schienen sich in ihrer Lage ganz wohlfühlen, obwohl Belisarius schlecht gelaunt und geistesabwesend war. Erzwungene Untätigkeit lag dem ehemaligen Oberbefehlshaber nicht.

Padway fragte:

»Ihr habt ja sicherlich selbst schon erkannt, daß wir hier bald einen mächtigen Staat haben werden. Habt Ihr Eure Meinung inzwischen geändert und seid Ihr bereit, Euch uns anzuschließen?«

»Nein, Quästor, das werde ich nicht. Ein Eid ist ein Eid.«

»Habt Ihr jemals in Eurem Leben einen Eid gebrochen?«

»Nicht, daß ich wüßte.«

»Wenn Ihr aus irgendeinem Grunde mir einen Eid leisten würdet, dann würdet Ihr Euch, wie ich annehme, davon ebenso gebunden fühlen wie durch die anderen, nicht wahr?«

»Natürlich. Aber diese Annahme ist ausgesprochen lächerlich.«

»Vielleicht. Wie wäre es, wenn ich Euch freien Abzug nach Konstantinopel gewährte unter der Bedingung, daß Ihr nie wieder gegen das Königreich der Goten und Italer Waffen tragt?«

»Ihr seid ein kluger Mann, Martinus. Ich danke Euch für das Angebot, aber ich könnte das nicht mit

meinem Eid auf Justinian vereinbaren. Ich muß deshalb ablehnen.«

Padway wiederholte sein Angebot gegenüber den anderen Generälen. Constantianus, Perianus und Bessas nahmen sofort an. Padways Überlegung war folgende: Diese drei waren nur mittelmäßige Kommandeure. Justinian konnte genügend von der Sorte bekommen. Es hatte also nicht viel Sinn, sie festzuhalten. Natürlich würden sie ihren Eid brechen, sobald sie außerhalb seiner Reichweite waren. Aber Belisarius war ein echtes militärisches Genie; er durfte unter keinen Umständen wieder gegen das Königreich kämpfen. Entweder mußte er auf seine Seite treten oder sein Ehrenwort geben – was er allein halten würde – oder er würde in Gefangenschaft bleiben.

Andererseits war Justinian unvernünftigerweise schon immer eifersüchtig auf Belisarius Erfolge und seine unbeugsame Haltung gewesen. Wenn er also erfahren würde, daß Belisarius in Rom geblieben war und es abgelehnt hatte, sein Wort zu geben – von dem er erwartete, daß er es brechen würde –, *konnte* es sein, daß der Kaiser sich dadurch zu irgendeiner Unbesonnenheit hinreißen lassen würde.

»König Thiudahad an Kaiser Justinian.

Euer Hoheit: Wir schicken Euch mit diesem Brief Eure Generäle Constanianus, Perianus und Bessas, die sich verpflichtet haben, nie mehr gegen uns Waf-

fen zu tragen. Eurem General Belisarius ist die gleiche Regelung vorgeschlagen worden, aber er hielt das für nicht mit seiner Ehre vereinbar.

Da eine Fortsetzung dieses Krieges uns sinnlos erscheint, führen wir hiermit die Bedingungen an, die uns als Grundlage für einen andauernden Frieden annehmbar erscheinen:

1. Die kaiserlichen Truppen sollen Sizilien und Dalmatien räumen.

2. Eine Kriegsentschädigung von hunderttausend Solidi in Gold ist an uns zu bezahlen.

3. Wir verpflichten uns, nie mehr Krieg gegeneinander zu führen ohne uns vorher darüber beraten zu haben.

4. Wir werden einen Handelsvertrag abschließen, um den Austausch von Waren zwischen unseren Reichen zu erleichtern.

Das alles sind natürlich nur Stichworte; Einzelheiten müßten bei einem Treffen unserer Vertreter besprochen werden. Ihr werdet zugeben, daß diese Bedingungen unter den gegebenen Umständen akzeptabel sind und hoffen, daß Euer Hoheit uns bald antworten.

Martinus Paduei, Quästor«

Als Thomasus seinen Besucher erkannte, stand er auf und watschelte mit ausgestreckter Hand auf ihn zu. »Martinus! Es freut mich, dich wiederzusehen. Wie fühlt man sich als wichtiger Mann?«

»Müde«, brummte Padway und schüttelte dem Syrer die Hand. »Was gibt es Neues?«

»Neues? Neues? Man höre sich das an! Er selbst macht die meisten Neuigkeiten in ganz Italien und will wissen, was es Neues gibt!«

»Ich meine, was den Vogel betrifft, den wir im Käfig haben.«

»Was? O du meinst ...« Thomasus sah sich vorsichtig um, »... Exkönig Wittiges? Ich glaube, es geht ihm ganz gut, aber niemand hat auch nur ein Wort aus ihm herausgebracht. Hör zu, Martinus, da hast du mir wirklich etwas aufgehalst! Es war nicht schön von dir.«

»Tut mir leid, Thomasus. Aber du warst der einzige Mann in ganz Rom, dem ich vertrauen konnte.«

»Oh, nun, wenn du es so ausdrücken willst. Aber Wittiges ist wirklich ein ekelhafter Kerl. Nichts kann man ihm recht machen.«

»Wie entwickelt sich die Telegrafenfirma?«

»Das ist etwas anderes. Die Linie nach Neapel funktioniert. Aber die Linien nach Ravenna und Florenz brauchen mindestens noch einen Monat, bis sie fertiggestellt sind, und vorher besteht keine Aussicht auf Gewinn. Und die Minderheitsaktionäre haben festgestellt, daß sie eine Minderheit sind. Du hättest sie schreien hören sollen. Sie sind wütend auf dich. Graf Honorius stand zuerst auch auf ihrer Seite. Er drohte, Vardan und Ebenezer und mich ins Gefängnis zu werfen, wenn wir ihm nicht eine kontrollie-

rende Mehrheit verkauften – praktisch also schenkten. Aber wir erfuhren, daß er Geld noch dringender als die Aktien brauchte und kauften ihm seinen Anteil ab. So haben die anderen Patrizier natürlich ihren Rückhalt verloren.«

»Sobald ich dazu komme, werde ich eine zweite Zeitung gründen«, sagte Padway. »Dann gibt es zwei, eine in Rom und eine in Florenz.«

»Warum eine in Florenz?«

»Dort wird künftig unsere Hauptstadt sein.«

»Was?«

»Ja. Die Lage ist in jeder Beziehung viel besser, und Florenz hat ein besseres Klima als Ravenna. Ich kann mir, offen gestanden, überhaupt keine Stadt vorstellen, die *nicht* ein besseres Klima als Ravenna hat, die Hölle eingeschlossen. Ich habe Cassiodorus davon überzeugt, und uns beiden ist es gelungen, Thiudahad dazu zu überreden, die Verwaltungsbehörden nach Florenz zu verlegen.«

»Deine Betriebsamkeit ist wirklich atemberaubend. Was für revolutionäre Maßnahmen hast du sonst noch vor?«

»Ich werde versuchen, eine Schule einzurichten. Wir haben heute eine ganze Menge Lehrer, die vom Staatssäckel leben, aber sie wissen nichts anderes als Grammatik und Rhetorik. Ich werde dafür sorgen, daß Dinge gelehrt werden, die wirklich wichtig sind. Mathematik, Naturwissenschaften und Medizin. Wahrscheinlich werfe ich die Lehrbücher alle

selbst schreiben müssen.«

»Nur eine Frage, Martinus. Wann findest du eigentlich Zeit zum Schlafen?«

Padway grinste. »Meistens überhaupt nicht. Aber wenn ich einmal aus diesem politischen und militärischen Druck heraus bin, hoffe ich, meinen Schlaf nachzuholen. Spaß macht mir das auch nicht, aber es ist einfach notwendig. Und am Ende stehen Dinge wie der Telegraf und die Zeitungen. In hundert Jahren wird sich vielleicht kein Mensch mehr an meine militärischen und politischen Maßnahmen erinnern, aber diese anderen Dinge werden den Lauf der Geschichte ändern – hoffe ich wenigstens.«

Padway war schon lange davon überzeugt, daß Thiudahad nur beschränkt zurechnungsfähig war. In letzter Zeit aber zeigte der kleine König besonders deutliche Zeichen geistiger Schwäche. So zum Beispiel, als Padway mit ihm über ein neues Erbschaftsgesetz sprach. Thiudahad ließ sich ausführlich die Gründe erklären, die den Königlichen Rat und Cassiodorus zu der Meinung gebracht hatten, daß es gut sei, das gotische Gesetz dem römischen mehr anzugleichen.

Dann sagte er: »Wann wirst du wieder ein Buch unter meinem Namen herausbringen, Martinus? Du heißt doch Martinus, oder? Martinus Paduei, Martinus Paduei. Habe ich dich nicht zum Präfekten ernannt oder so etwas? Du liebe Güte, ich kann mich

an nichts mehr erinnern. Worüber wolltest du eigentlich mit mir sprechen? Immer Geschäfte, Geschäfte, Geschäfte. Ich hasse Geschäfte. Die Wissenschaft ist viel wichtiger. Diese dummen Staatsgeschäfte. Wovon habe ich eigentlich gesprochen?«

In gewisser Beziehung war es ganz gut, daß Thiudahad sich nicht um die Staatsgeschäfte kümmerte. Unangenehm konnte es nur werden, wenn der König sich einfach weigerte, Padway anzuhören oder ein paar Tage lang ablehnte, irgendwelche Papiere zu unterzeichnen.

Einmal geriet er in einen hitzigen Disput mit dem Zahlmeister der gotischen Armee. Der Mann weigerte sich, die kaiserlichen Söldner, die Padway gefangen hatte, in die Soldliste aufzunehmen. Padway argumentierte, daß die Männer erstklassige Soldaten waren, die dem italisch-gotischen Staat treu dienten und daß es schließlich nur wenig mehr kosten würde, sie als Soldaten zu besolden, als sie als Gefangene zu füttern. Der Zahlmeister erwiderte darauf, daß die nationale Verteidigung seit den Zeiten Theoderichs ein Vorrecht der Goten gewesen sei, und daß die fraglichen Männer eben mit wenigen Ausnahmen keine Goten seien. Basta.

Beide beharrten auf ihrem Standpunkt, und so wurde die Frage schließlich Thiudahad vorgelegt. Der König hörte sich beide Seiten an und schickte dann den Zahlmeister weg.

»Martinus, wenn ich dir recht gebe, erwarte ich

dafür ein Militärkommando für meinen Sohn Thiudegiskel.«

Padway bemühte sich, seinen Schrecken nicht zu deutlich zu zeigen. »Aber Majestät, was für militärische Erfahrung hat denn Thiudegiskel?«

»Keine. Das ist es ja. Ich finde eben, man sollte ihm eine Verantwortung geben. Etwas, was der Würde seiner hohen Geburt entspricht. Schließlich bin ich doch König, oder nicht? Ich finde, du schuldest Thiudegiskel etwas dafür, daß du ihn in dieses schreckliche Gefangenenerlager gesteckt hast ...«

»Aber *ich* habe ihn doch nicht ins Gefängnis gesteckt ...«

»Unterbrich mich nicht, Martinus: Das gehört sich nicht. Entweder gibst du ihm ein Kommando, oder ich entscheide mich für diesen anderen Mann – ich weiß nicht mehr, wie er heißt. Das ist mein letztes königliches Wort.«

Also gab Padway nach. Thiudegiskel erhielt das Kommando über die gotischen Truppen in Kalabrien, wo er, wie Padway hoffte, nicht viel Unheil anrichten konnte. Daran sollte er später noch denken.

Und dann geschahen drei Dinge gleichzeitig. General Sisiges meldete, daß die Franken an der Grenze Militär zusammenzögen.

Padway erhielt einen Brief von Thomasus, der von einem Attentat auf Exkönig Wittiges berichtete. Der Attentäter hatte es unerklärlicherweise fertiggebracht, sich in das Gefängnis zu schleichen, wo Wit-

tiges, der bei dem Kampf leicht verwundet worden war, ihn getötet hatte. Niemand kannte den Attentäter, bis Wittiges erklärte, er hätte in dem Mann einen Agenten Thiudahads erkannt. Padway wußte, was das bedeutete. Thiudahad hatte Wittiges Gefängnis gefunden und gedacht, nun seinen Rivalen aus dem Weg zu schaffen. Wenn ihm das gelang, würde er versuchen, sich Padways Einfluß zu entziehen oder ihn vielleicht sogar aus dem Amt zu jagen.

Schließlich erhielt Padway einen Brief von Justinian. Er lautete:

»Flavius Amicius Justinian, Kaiser der Römer, an König Thiudahad.

Grüße.

Die Aufmerksamkeit unserer Majestät ist auf die Bedingungen gerichtet worden, die Ihr zu einer Beendigung des Krieges zwischen uns vorschlagt.

Uns erscheinen diese Bedingungen so absurd, und unvernünftig, daß es ein Akt großer Gnade unsererseits ist, daß wir überhaupt darauf antworten. Unsere heilige Aufgabe, die Provinzen Westeuropas zurückzuerobern, die unseren Vorvätern gehörten und daher rechtmäßig uns zukommen, wird bis zu ihrem siegreichen Ende durchgeführt werden.

Was unseren ehemaligen General, Flavius Belisarius, angeht, so ist seine Weigerung, zu uns zurückzukehren, ein Akt der Pflichtverletzung, den wir zu gegebener Zeit gebührend bestrafen werden. Inzwischen

möge sich Belisarius als frei von allen Verpflichtungen uns gegenüber betrachten. Ja noch mehr, wir befehlen ihm, sich unter den Befehl jenes Häretikers und Agenten des Bösen zu stellen, der sich Martinus Paduei nennt und von dem wir gehört haben.

Wir sind überzeugt, daß die Feigheit und Unfähigkeit des Belisarius und der göttliche Fluch, der über allem lastet, was der diabolische Martinus beginnt, den Untergang des gotischen Königreiches von selbst herbeiführen wird.»

Padway begann sich in seiner Haut nicht ganz wohlzufühlen. Angriffe von zwei Seiten – aus dem Norden seitens der Franken und aus dem Osten seitens des Justinian, waren etwas mehr, als er vertragen konnte.

Die Wolken am Himmel begannen dunkler zu werden.

Padway eilte nach Rom zurück und zeigte Belisarius den Brief von Justinian.

»Ich weiß nicht«, war die ganze Antwort, die Belisarius auf seine Fragen gab. »Ich muß nachdenken.«

Padway suchte Belisarius Frau, Antonia, auf.

»Ich habe ihm schon oft gesagt, daß er von Justinian nichts als Undank erwarten kann«, meinte sie. »Aber Ihr wißt ja, wie er ist – in allen Dingen vernünftig, nur nicht, wenn es um seine Ehre geht.

Aber ich werde tun, was ich kann, Martinus.«

Am Tage darauf gab Belisarius zu Padways unverhohlener Freude nach.

Der unmittelbare Gefahrenpunkt schien die Provence zu sein. Padways Spione hatten von einem Bestechungsgeschenk gehört, das Justinian den Franken mit der Auflage geschickt hatte, die Goten anzugreifen. Padway reagierte darauf mit einer gewissen Umorganisation seiner Streitkräfte. Asinar, der monatelang in Senia gesessen hatte, ohne den Mut aufzubringen, die Kaiserlichen in Spalato anzugreifen, wurde nach Hause beordert. Sisiges, der zwar kein Genie, aber andererseits auch nicht völlig unfähig war, bekam das Kommando über Asinars Armee in Dalmatien übertragen. Belisarius übernahm den Oberbefehl über Sisiges Streitkräfte in Gallien. Vor seiner Abreise bat er Padway um Informationen über die Franken.

Padway erklärte:

»Tapfer, verräterisch und dumm. Sie haben nur Infanterie, die gewöhnlich in einer einzigen tiefgestaffelten Schlachtreihe angreift. Sie stürzen sich auf den Feind, werfen ihre Streitäxte und Speere und greifen dann mit dem Schwert an. Wenn ihr sie mit Speertruppen oder durch Kavallerieangriffe aufhalten könnt, sind sie praktisch geschlagen. Sie sind ziemlich zahlreich, aber eine so große Infanterietruppe kann gar nicht genügend Land ausplündern, um ausreichend Proviant zu haben. Sie müssen sich

also entweder vorwärts bewegen oder verhungern.

Außerdem sind sie so primitiv, daß ihre Soldaten nicht einmal bezahlt werden. Man erwartet von ihnen, daß sie vom Plündern leben. Wenn Ihr sie lange genug an einer Stelle festhalten könnt, werden ihre Streitkräfte durch Desertion zusammenschrumpfen. Aber unterschätzt ihre Wildheit nicht.

Versucht, Agenten nach Burgund zu schicken, um die Burgunder gegen die Franken aufzuwiegeln, die sie erst vor ein paar Jahren besiegt haben.«

Er erklärte, daß die Burgunder ebenso wie die Goten und Lombarden ostgermanischer Herkunft sind, eine der gotischen sehr ähnliche Sprache sprechen und ebenso wie sie Viehzucht betreiben. Aus diesem Grunde vertrugen sie sich mit den westgermanischen Franken nicht, die Ackerbauer waren, wenn sie nicht gerade das Land ihrer Nachbarn verwüsteten.

Falls der Krieg weitergehen sollte, kannte Padway eine Erfindung, die den Krieg ganz entscheidend zugunsten der Goten beenden würde. Schießpulver bestand aus Schwefel, Holzkohle und Salpeter. Das hatte Padway in der sechsten Schulklasse gelernt.

Er erteilte im Namen der Regierung Auftrag, eine Kanone zu gießen. Die Gießerei, die den Auftrag übernahm, zeigte sich recht schwerfällig. Die Leute hatten noch nie ein solches Gebilde gesehen und wußten nicht, ob sie so etwas herstellen konnten.

Wofür wollte er dieses Rohr denn?

Als Blumentopf?

Trotz der Einfachheit der Konstruktion brauchten sie unendlich lange, um den Kern herzustellen. Und dann lieferten sie das erste Rohr, das einen ganz brauchbaren Eindruck machte, bis Padway die Pulverkammer untersuchte. Das Metall war hier schwammig und hatte zahlreiche Risse. Die Kanone wäre beim ersten Schuß in tausend Stücke zerfetzt.

Der Fehler war, daß man das Rohr mit der Mündung nach unten gegossen hatte.

Seine Versuche, Schießpulver herzustellen, waren auch nicht besonders erfolgreich. Die einzelnen Bestandteile brannten wunderbar, wenn man sie entzündete. Aber sie explodierten nicht. Er versuchte alle möglichen Mischungsverhältnisse, erreichte aber bei aller Mühe nichts als eine große gelbe Flamme und einen fürchterlichen Gestank. Er versuchte, das Zeug in improvisierte Knallfrösche zu stopfen, aber ohne Erfolg.

Vielleicht lag es einfach daran, daß er keine genügend große Menge zur Explosion gebracht hatte. Also wartete er ab, bis das zweite Kanonenrohr geliefert wurde.

Am nächsten Morgen verkelten er, Fritharik und ein paar Helfer das Rohr auf einer primitiven Lafette in der Nähe des Viminaltors. Die Helfer hatten inzwischen schon dreißig Fuß von der Kanone entfernt einen Sandhügel als Ziel aufgebaut.

Padway rammte ein paar Pfund Pulver in den Lauf und schob dann eine gegossene Eisenkugel nach. Dann füllte er das Pulver ein.

»Fritharik, gib mir die Lunte«, sagte er leise. »Jetzt alles zurücktreten. Dort hinüber, und legt euch hin. Du auch, Fritharik.«

»Nie!« lehnte Fritharik beleidigt ab. »Ich soll meinen Herrn in der Stunde der Gefahr verlassen? Niemals!«

»Meinetwegen, wenn du in Stücke zerrissen werden willst.« Er zündete die Lunte. Das Pulver zischte.

Dann gab es ein dumpfes *Wuumm!* Die Kanonenkugel hüpfte aus dem Rohr, plumpste einen Meter vor dem Rohrende auf die Erde und rollte einen weiteren Meter. Dann blieb sie liegen.

Die wunderschöne glänzende Kanone wanderte in Padways Haus, wo sie zu anderen mißglückten Apparaturen in den Keller gestellt wurde.

Im Frühjahr erschien Urias in Rom. Er erklärte, er habe die Militärakademie in den Händen seiner Untergebenen gelassen und wollte versuchen, eine Milizstreitkraft von Römern auszuheben. Auch das war eine von Padways Ideen gewesen.

Ursprünglich hatte Padway die Absicht gehabt, eine Art Wehrpflicht einzuführen und damit in Rom zu beginnen. Er wollte die Wehrpflichtigen dazu bringen, wöchentlich einmal an Übungen teilzunehmen. Der Senat, der zu dieser Zeit nichts an-

deres als eine Art Stadtrat war, sträubte sich dagegen. Einige von ihnen konnten Padway nicht leiden und mißtrauten ihm. Andere wollten zuerst bestochen werden.

Padway andererseits hatte keine Lust, nachzugeben, bevor er nicht alle Möglichkeiten versucht hatte. Er wies Urias an, die Übungen auf freiwilliger Basis durchzuführen und dafür Lohn nach den augenblicklichen Sätzen zu bezahlen. Das Ergebnis war enttäuschend.

Und dann wurde Padways Aufmerksamkeit von der Remilitarisierung Roms abgelenkt.

Junianus brachte ihm ein Telegramm, das lautete:

»WITTIGES GESTERN NACHT AUS GEFÄNGNIS
ENTFLOHEN. KEINE SPUR VON IHM ZU FINDEN!

GEZ. ATURPAD DER PERSER, BEFEHLSHABER.«

Padway starrte das Blatt eine Minute lang unverwandt an. Dann sprang er auf und rief:

»Fritharik! Unsere Pferde«

Sie galoppierten zu Urias Hauptquartier. Urias sah sie ernst an.

»Das bringt mich in eine peinliche Lage, Martinus. Mein Onkel wird zweifellos versuchen, seine Krone zurückzugewinnen. Er ist ein hartnäckiger Mann, wie Ihr wißt.«

»Ich weiß. Aber Ihr wißt, wie wichtig es ist, daß alles so bleibt, wie es war.«

»Ja. Ich werde Euch nicht verlassen. Aber Ihr könnt auch nicht erwarten, daß ich meinem Onkel etwas zuleide tue. Ich mag ihn, auch wenn er ein alter Dickschädel ist. Wie mag er wohl entkommen sein? Bestechung?«

»Ich weiß nicht mehr als Ihr. Aber Bestechung – nein, das bezweifle ich. Aturpad ist ein ehrenwerter Mann. Was glaubt Ihr wohl, was Wittiges tun wird?«

»Wenn ich an seiner Stelle wäre, würde ich mich eine Weile verstecken und meine Parteigänger sammeln. Das wäre logisch. Aber mein Onkel war nie ein sehr logischer Mensch, und er haßt Thiudahad mehr als sonst irgend etwas auf der Welt. Ich vermutete, daß er geradewegs nach Ravenna eilen und versuchen wird, Thiudahad persönlich den Garaus zu machen.«

»Gut, dann werden wir uns eine Kavalleriestreife zusammenrufen und selbst dorthin reiten.«

Padway hielt sich inzwischen für einen ziemlich geübten Reiter. Aber das Tempo, das Urias vorlegte, machte ihm doch zu schaffen. Als sie Ravenna am frühen Morgen erreichten, saß er schwankend und mit geröteten Augen im Sattel.

Sie stellten keine Fragen, sondern galoppierten geradewegs auf den Palast zu. Dort war die normale Wache nicht zu sehen.

»Das sieht schlimm aus«, meinte Urias. Sie stiegen vom Pferd, gefolgt von ihren Leuten, zogen die Schwerter und betraten den Palast. An der Treppe tauchte ein Wächter auf. Er griff nach seinem Schwert, erkannte dann aber Urias und Padway.

»Oh, Ihr seid es«, sagte er.

»Ja, wir sind es«, antwortete Padway. »Was gibt es?«

»Nun ... äh ... seht besser selber nach, Ihr Herren. Entschuldigt mich.« Der Gote zog sich zurück.

Sie stampften durch die leeren Hallen. Türen schlossen sich, ehe sie sie erreichten, und man hörte dahinter Flüstern. Padway fragte sich, ob sie wohl mit offenen Augen in eine Falle marschierten. Er schickte ein paar Leute zurück, um die Eingänge zu besetzen. Vor den königlichen Wohnräumen fanden sie eine Gruppe Wächter. Zwei von ihnen hoben die Speere, der Rest stand unschlüssig da.

»Tretet zurück, Leute«, sagte Padway ruhig und trat ein.

»Christus sei uns gnädig!« sagte Padway leise.

Ein paar Leute standen um einen Toten herum, der auf dem Boden lag. Der Tote war Wittiges. Seine Tunika war von Schwert- und Speerstichen zerissen, der Teppich mit Blut getränkt.

Der wachhabende Offizier starrte Padway überrascht an. »Das ist gerade passiert, hoher Herr. Und doch seid Ihr deswegen bis von Rom gekommen. Woher habt Ihr das gewußt?«

»Ich habe Mittel und Wege«, sagte Padway. »Wie ist es geschehen?«

»Wittiges ist von einem ihm freundlich gesonnenen Wächter in den Palast gelassen worden. Und dann hat man ihn getötet.«

Ein Geräusch in der Ecke ließ Padway aufblicken. Thiudahad kauerte halb bekleidet dort. Niemand schien auf ihn zu achten. Sein Gesicht war totenbleich, als er zu Padway aufblickte.

»Ach du meine Güte, das ist mein neuer Präfekt, nicht wahr? Du heißt doch Cassiodorus. Aber wieviel jünger du aussiehst! Ah, wir werden eben alle alt. Wir wollen ein Buch schreiben, Cassiodorus. Ein hübsches neues Buch mit purpurnen Deckeln. Und dann servieren wir es zu Mittag mit Pfeffer und Soße. So ißt man Geflügel. Ja, mindestens dreihundert Seiten. Hast du meinen General Wittiges gesehen? Ich höre, daß er mich besuchen wollte. Ein langweiliger Mensch, gar nicht gebildet. Ich möchte jetzt tanzen. Tanzt du, mein lieber Wittiges? Lala-la. Dummdidumm.«

Padway rief den Hausarzt des Königs:

»Kümmert Euch um ihn und laßt ihn nicht heraus. Und ihr anderen geht an die Arbeit, als wäre nichts geschehen. Sorgt für ein einfaches, aber würdiges Begräbnis.«

Die Mitglieder des gotischen Königsrates erschienen in Padways Arbeitszimmer. Es waren alles würdige

Männer, die es nicht liebten, wenn man sie praktisch vom Frühstückstisch holte, besonders, wenn eine Zivilperson den Auftrag dazu gegeben hatte.

Padway informierte sie über die Lage. Das wirkte auf sie wie ein Schock. Er schloß:

»Wie Ihr wißt, muß ein dem Wahnsinn verfallener König nach der Verfassung der gotischen Nation sobald wie möglich ersetzt werden. Unter den vorliegenden Umständen ist das sogar dringend erforderlich.«

Vakkes nickte: »Wir werden eine Wahlversammlung einberufen müssen, nehme ich an.«

Ein anderer Ratsherr, Mannfrith, meldete sich zu Wort: »Unser junger Freund hat recht. Wann und wo wollen wir die Versammlung abhalten?«

Alles redete wirr durcheinander. Schließlich über-tönte Padway ihre Stimmen:

»Ich möchte einen Vorschlag machen. Unsere neue Hauptstadt wird Florenz sein. Gibt es einen besseren Weg, sie einzuweihen, als dort unsere Wahlen abzuhalten?«

Wieder erhob sich Stimmengewirr, aber niemand hatte eine bessere Idee. Padway wußte ganz genau, daß sie ungern seinen Anweisungen folgten, aber andererseits waren sie froh, die Verantwortung und die Mühe des Denkens anderen zu überlassen.

Vakkes meinte: »Wir brauchen natürlich Zeit, bis die Boten alle abgesandt sind und die Wahlmänner in Florenz eintreffen.«

Mannfrith fragte: »Und wer wird Kandidat sein? Ich würde mich gern selbst der Wahl stellen, aber mein Rheumatismus plagt mich so.«

Jemand meinte: »Einer wird Thiudegiskel sein.«

Padway verkündete: »Es wird euch sicher freuen, daß unser hochgeschätzter General Urias auch kandidieren wird.«

Padway gedachte natürlich, Urias unter seinem Einfluß zu behalten. Das schien auch möglich. Urias interessierte sich nicht für die Angelegenheiten der zivilen Verwaltung. Er war ein tüchtiger Soldat und war im Augenblick für Padways Ideen empfänglich. Padway dachte besorgt, wenn *diesem* König etwas zustieß, würde er lange suchen müssen, bis er einen für seine Zwecke ähnlich geeigneten finden würde.

Padway ließ die Nachricht von der bevorstehenden Wahl über den Telegrafen verbreiten und sparte damit die eine Woche ein, die die Boten normalerweise benötigt hätten, um durch ganz Italien zu reiten. Gleichzeitig überzeugte er damit einige mißgünstige Goten vom Wert seiner Apparate. Ferner erließ er einen Befehl, daß alle militärischen Kommandeure auf ihren Posten zu bleiben hätten. Urias überzeugte er von der Richtigkeit dieser Anordnung, indem er militärische Gründe vorgab. Sein wirklicher Grund war, Thiudegiskel während der Wahl in Kalabrien festzuhalten. Da er Urias kannte, wagte er nicht, ihm diesen Plan zu erklären, da er fürchtete, daß Urias in einer Anwandlung von ritterlicher

Ehre dann als kommandierender General Gegenor-der geben würde. Die Goten hatten noch nie eine Wahl nach amerikanischen Prinzipien erlebt. Padway zeigte es ihnen. Als die Wahlmänner in Florenz eintrafen, fanden sie die ganze Stadt mit riesigen Plakaten und Fahnen geschmückt vor, auf denen zu lesen stand:

»STIMMT FÜR URIAS, DIE WAHL DES VOLKES!
*Niedrigere Steuern! Mehr für das Volk! Sicherheit für
die Alten!«*

Drei Tage vor der Wahl veranstaltete Padway ein Fest. Er stürzte sich zu diesem Zweck tief in Schulden. Nun, eigentlich stürzte er Urias in Schulden, da er es für unklug hielt, seine eigenen finanziellen Reserven zu gefährden.

Während er selbst bescheiden im Hintergrund blieb, hielt Urias eine Rede. Padway hörte später Kommentare von Zuschauern, die alle überrascht waren, daß Urias so gute Reden halten konnte. Er grinste. Er selbst hatte die Rede geschrieben und eine Woche lang jeden Abend damit verbracht, sie Urias einzudrillen. Persönlich war Padway mit dem Auftreten seines Kandidaten noch ganz und gar nicht zufrieden. Aber wenn es den Wahlmännern nichts ausmachte, konnte es ihm nur recht sein.

Am Abend saßen Padway und Urias bei einer Flasche Branntwein. Beide waren mit sich und der Welt

zufrieden. Von den beiden Gegenkandidaten hatte einer aufgegeben und der andere, Harjis, Austrowalds Sohn, war ein älterer Mann, dessen Chancen äußerst gering waren.

Und dann kam atemlos einer ihrer Leibwächter hereingestürzt. Padway hatte sich langsam daran gewöhnt, daß Leute, die zu ihm kamen, immer atemlos waren.

Der Mann keuchte: »Thiudegiskel ist hier!«

Padway verschwendete keine Zeit. Er ließ sich berichten, wo Thiudegiskel sich aufhielt, rief ein paar gotische Soldaten zusammen und zog aus, um den jungen Mann zu verhaften. Er stellte fest, daß Thiudegiskel mit einer Gruppe seiner Freunde eine der besseren Gaststätten der Stadt beschlagnahmt hatte, indem er die zur Zeit dort wohnenden Gäste und ihre Habseligkeiten einfach auf die Straße geworfen hatte.

Sie saßen noch in ihren Reisekleidern herum und hatten offenbar beträchtliche Mengen an Wein zu sich genommen. Padway strebte geradewegs auf sie zu. Thiudegiskel blickte auf.

»Oh, *du* bist es wieder! Was willst du?«

Padway verkündete: »Ich habe hier einen Haftbefehl wegen Insubordination und Pflichtverletzung. Der Haftbefehl ist von Urias ...«

Thiudegiskel unterbrach ihn: »Ja, ja, ich weiß schon. Ihr hattet wohl gedacht, ich würde Florenz fernbleiben, während ihr hier ohne mich eine Wahl

abhältet, was? Aber so dumm bin ich nicht, Martinus. Ich bin hier. Ich bin Kandidat, und wenn du jetzt irgendwelche Dummheiten machst, werde ich daran denken, wenn ich König bin. So bin ich: ich habe ein äußerst gutes Gedächtnis.«

Padway wandte sich zu seinen Soldaten:

»Verhaftet ihn!«

Thiudegiskels Leute erhoben sich von ihren Plätzen und griffen zu ihren Schwertern. Padway sah sich nach seinen Leuten um; keiner von ihnen hatte sich bewegt.

»Nun?« herrschte er sie an.

Der Älteste von ihnen, eine Art Unteroffizier, räusperte sich. »Nun, Herr, das ist so. Wir wissen, daß Ihr unser Vorgesetzter seid und alles das. Aber die Dinge sind etwas unsicher mit diesen Wahlen und so, und wir wissen nicht, wer in ein paar Tagen die Befehle erteilen wird. Was ist, wenn wir diesen jungen Mann verhaften und er dann zum König gewählt wird? Das wäre doch nicht gut für uns, oder?«

»Ich ... ihr ...«, wütete Padway.

Aber der Erfolg war der, daß die Soldaten sich zur Tür hinausschoben. Der junge gotische Edelmann namens Wellimer flüsterte Thiudegiskel etwas ins Ohr und zog dabei sein Schwert halb aus der Scheide.

Thiudegiskel schüttelte den Kopf und sagte zu Padway: »Mein Freund hier hat keine sehr hohe Meinung von dir, Martinus. Er schwört, daß er dir einen

Besuch abstatten wird, sobald die Wahlen vorüber sind. Es wäre also vielleicht besser für dich, wenn du Italien verlassen würdest. Das ist wirklich ein guter Rat, den ich dir gebe.

Die Soldaten hatten ihn völlig im Stich gelassen, und Padway sah ein, daß es am besten war, wenn auch er sich aus dem Staub machte.

Er nahm seine ganze Würde zusammen:

»Ihr kennt die Gesetze über das Duellieren.«

Thiudegiskels Arroganz war nicht zu schlagen:

»Natürlich kenne ich sie. Aber vergiß nicht, *ich* werde derjenige sein, der künftig die Gesetze schreibt. Ich warne dich, Martinus. So bin ich ...«

Aber Padway wartete nicht auf die nächste Erklärung, sondern verließ das Lokal.

Am nächsten Tag kam Thomasus, der Syrer zu ihm. »Wie geht es dir, Martinus?« fragte er. »Ich bin eigens von Rom hierhergekommen, um nichts zu versäumen. Meine Familie habe ich auch mitgebracht.«

Padway wußte, was das bedeutete. Thomasus Familie bestand nicht nur aus seiner Frau und seinen vier Kindern, sondern auch aus einem alten Onkel, einem Neffen, zwei Nichten und dem schwarzen Haussklaven Ajax, und wiederum *dessen* Frau und Kindern.

Am Tage vor der Wahl zeigte Thiudegiskel sein politisches Geschick, indem er eine noch größere

Feier als die Padways veranstaltete. Padway, der einige Rücksicht auf Urias bescheidenen Geldbeutel nahm, hatte seine Gesellschaft auf die Wahlmänner beschränkt. Thiudegiskel, der über den ganzen Reichtum der toskanischen Besitztümer Thiudahads verfügte, brauchte solche Rücksichten nicht zu nehmen. Er lud alle Wahlmänner, ihre Familien und Freunde ein.

Padway, Urias und Thomasus mit dessen Familie und einer ausreichenden Zahl von Soldaten trafen nach Beginn der Festlichkeiten auf dem Feld außerhalb von Florenz ein. Tausende von Goten aller Altersstufen drängten sich auf dem Feld.

Ein Gote mit wallendem Bart, auf dem der Biersechum stand, trat auf sie zu.

»He, was wollt ihr Leute hier? Ihr seid nicht eingeladen.«

»*Ni ogs frijond*«, sagte Padway.

»Was? Du sagst *mir*, ich soll keine Angst haben?«
Der Gote plusterte sich auf.

»Wir wollen ja gar nicht zu eurer Gesellschaft kommen, wir machen selbst ein kleines Gelage. Dagegen gibt es doch kein Gesetz oder?«

»Aber warum dann all die Waffen? Wollt ihr jemand entführen?«

»Aber, aber«, beruhigte ihn Padway. »Du trägst doch auch ein Schwert, oder?«

»Aber ich bin Beamter. Ich gehöre zu Wellimers Leuten.«

»Und das sind unsere Soldaten. Keine Sorge. Wir bleiben auf der anderen Seite der Straße, wenn euch das beruhigt. Und jetzt geh wieder zu deinem Bier.«

»Nun, macht jedenfalls keine Dummheiten. Wir passen auf.«

Der Gote entfernte sich.

Die Rede, die Thiudegiskel hielt, verriet, daß der Mann über einige politische Klugheit verfügte. Padway dachte, daß er selbst in einem amerikanischen Wahlkampf einige Chancen gehabt hätte. Seine Zuhörer brüllten manchmal vor Gelächter, wenn er versuchte, seinen Wahlgegner lächerlich zu machen.

»... und habt ihr auch gewußt, Freund, daß General Urias zwölf Jahre alt war, ehe seine arme Mutter ihn so weit hatte, daß er sein Bett nicht mehr naß machte? Das stimmt. So bin ich – ich übertreibe nie.«

Urias war selten wütend, aber Padway sah jetzt, daß der junge General fast am Siedepunkt angelangt war. Er mußte sich schnell etwas einfallen lassen, sonst würde es wirklich zu einem Kampf kommen.

Sein Blick fiel auf Ajax und dessen Familie. Das älteste Kind des Sklaven war ein schokoladefarbener, wuschelhaariger Junge von zehn Jahren.

Padway fragte: »Weiß jemand, ob Thiudegiskel verheiratet ist?«

»Ja«, antwortete Urias. »Der Schurke hat geheiratet, ehe er nach Kalabrien zog. Ein nettes Mädchen;

eine Cousine von Wellimer.«

»Sag mal, Ajax, spricht dein ältester Junge Gotisch?«

»Nein, Herr, warum sollte er?«

»Wie heißt er?«

»Priam.«

»Priam, möchtest du dir zwei Sesterzen verdienen? Ganz für dich allein?«

Der Junge sprang auf und verbeugte sich. »Ja, Herr«, quiekte er.

»Kannst du das Wort ›Atta‹ sagen? Das ist gotisch und heißt Vater.«

Priam nickte. »Atta. Wo sind meine Sesterzen, Herr?«

»Nicht so schnell, Priam. Es geht erst an. Du mußt jetzt etwas üben, wie man ›Atta‹ sagt.« Padway stand auf und sah sich um. Dann rief er leise:

»Hai, Dagalaif!«

Der Offizier löste sich aus der Menge und kam herüber. »Martinus, seid begrüßt! Was kann ich für Euch tun?«

Padway flüsterte ihm seine Anweisungen zu. Dann sagte er zu Priam:

»Siehst du den Mann im roten Mantel dort drüben? Du gehst jetzt hinüber zu ihm und kletterst auf die Tribüne und sagst ›atta‹ zu ihm. Ganz laut, damit es jeder hören kann. Du mußt es ein paarmal sagen, bis etwas geschieht. Dann läufst du wieder hierher zurück.«

Priam runzelte die Stirn und sah Padway an:

»Aber der Mann ist nicht mein Vater! Das ist mein Vater!« Er deutete auf Ajax.

»Ich weiß. Aber du mußt tun, was ich sage, wenn du dein Geld haben willst.«

So schob sich der Junge, dicht gefolgt von Dagalai, durch die Menschenmenge. Dann tauchte die Gestalt des kleinen Negerjungen auf der Tribüne auf. Padway hörte ganz deutlich, wie die Kinderstimme »Atta!« rief.

Thiudegiskel unterbrach seine Rede mitten im Satz. Priam wiederholte: »Atta! Atta!«

»Er scheint dich zu kennen!« schrie eine Stimme aus der Menge.

Thiudegiskel stand wie erstarrt da und wurde rot. Einige der Goten fingen zu lachen an, und dann schwoll ihr Gelächter zu einem Orkan an.

Priam rief noch einmal: »Atta!«

Thiudegiskel griff an sein Schwert und ging auf den Jungen zu. Padways Herz setzte aus.

Aber Priam sprang von der Tribüne in Dagalais Arme, so daß Thiudegiskel nur wütend mit dem Schwert fuchteln konnte. Offenbar schrie er immer wieder: »Das ist eine Lüge!« Padway sah, wie sein Mund sich bewegte, aber das brüllende Gelächter der versammelten Goten übertönte alles.

»Herr!« quiekte Priam plötzlich neben Padway. »Wo sind meine zwei Sesterzen? Oh, vielen Dank, Herr. Soll ich noch jemand ›Vater‹ nennen, Herr?«

»Diese Episode wird Thiudegiskel nicht überleben«, erklärte Padway triumphierend.

Urias schloß sich dieser Meinung nicht an.

»Wenn irgend jemand nachforscht, werden sie erfahren, daß Thiudegiskel nur das Opfer eines Betrugs war. Ist dann die Wirkung nicht verloren?«

»Nein, mein lieber Urias, so denken Wahlmänner nicht. Selbst wenn er seine Unschuld beweist, ist er doch so lächerlich gemacht worden, daß niemand ihn mehr ernst nehmen wird, ganz gleich, was für Fähigkeiten er auch immer besitzen mag.«

In diesem Augenblick kam ein Soldat hereingestürzt. Er keuchte:

»Thiu – Thiu – Thiudegiskel ...«

Padway beklagte sich: »Ich werde es noch zum Gesetz erheben, daß Leute, die mich sprechen wollen, draußen warten müssen, bis sie bei Atem sind. Was ist denn Roderik?«

Schließlich brachte Roderik heraus:

»Thiudegiskel hat Florenz verlassen, Herr. Niemand weiß wohin. Wellimer und ein paar von seinen Freunden sind bei ihm.«

Padway schickte sofort über den Telegrafen Urias Befehl hinaus, der Thiudegiskel seines militärischen Ranges enthob. Dann setzte er sich und wartete auf weitere Nachrichten.

Am nächsten Morgen während des Wahlganges

hörte er mehr. Aber das hatte nichts mit Thiudegis-
kel zu tun. Eine große kaiserliche Armee war von
Sizilien aus gelandet, und zwar nicht an der Zehen-
spitze des italienischen Stiefels, wo man damit ge-
rechnet hatte, sondern an der Küste von Bruttium,
bei Vebo. Später kamen weitere Einzelheiten durch.
Das Kommando der kaiserlichen Armee führte Jo-
hannes, der Blutige, wie man ihn nannte. Sie war
fünfzigtausend Mann stark. Offenbar hatte Justini-
an, den Padways Brief wütend gemacht hatte, in Si-
zilien eine starke Streitmacht aufgebaut.

Padway und Urias kalkulierten, daß sie, ohne
Truppen aus der Provence und Dalmatien zurück-
zuziehen, etwa die gleiche Streitmacht aufstellen
konnten. Padway begleitete Urias bis Rom. Die Ar-
mee wirkte mit dem neu aufgestellten Korps von be-
rittenen Bogenschützen und ihren Batterien von Ka-
tapuln äußerst imposant. Aber Padway wußte, daß
die neuen Einheiten unerfahren waren, und daß die
Organisation wahrscheinlich im Ernstfall zusam-
menbrechen würde.

Als Urias und die Armee abgezogen waren, blieb
Padway im Augenblick nichts zu tun übrig. So nahm
er seine Experimente mit Schießpulver wieder auf.

Thiudegiskel hatte seine Armee in Kalabrien in-
zwischen ungehindert erreicht. Den telegrafischen
Befehl, der ihn seines Kommandos beraubte, erkann-
te er nicht an und wiegelte seine Leute dazu auf, es
ihm gleichzutun. Padway vermutete richtig, daß die

Worte eines geübten Redners – wie Thiudegiskel einer war – bei den meist des Lesens und Schreibens unkundigen Goten viel mehr Gewicht hatten als eine kurze, knappe Nachricht, die über eine ihnen unverständliche Apparatur hereinkam.

Johannes der Blutige war vorsichtig vorgerückt und hatte erst Consentia erreicht, als Urias sich ihm entgegenstellte. Vielleicht war das vorher mit Thiudegiskel abgesprochen, um Urias weit genug nach Süden zu ziehen und in die Falle zu locken.

Aber während Urias und Johannes an den Ufern des Grathisflusses Stellungen bezogen, tauchte Thiudegiskel hinter Urias auf – auf seiten der Kaiserlichen. Obwohl er nur über fünftausend Lanzenwerfer verfügte, brach ihr unerwarteter Angriff doch die Moral der gotischen Streitmacht. In fünfzehn Minuten war das Grathistal voll von Tausenden von Goten – Lanzentruppen, berittene Bogenschützen, die nach allen Richtungen davonströmten. Tausende wurden von den Kürassieren und der großen Streitmacht von Gepiden und Lombarden niedergeritten, die der Blutige Johannes bei sich hatte. Weitere Tausende ergaben sich. Der Rest flüchtete in die Berge, wo die Finsternis ihnen Schutz und Sicherheit bot.

Urias konnte gerade noch seine Leibwache zusammenhalten und damit Thiudegiskels Deserteure angreifen. Es ging die Rede, daß Urias persönlich Thiudegiskel getötet hatte. Padway zweifelte daran. Fest stand jedenfalls, daß Thiudegiskel tot war,

und daß Urias und seine Leute sich in einem letzten verzweifelten Angriff auf die kaiserliche Streitmacht gestürzt hatten und seitdem nicht mehr gesehen worden waren.

Stundenlang saß Padway an seinem Schreibtisch und starrte auf den Berg von Telegrammen und eine große, höchst ungenaue Landkarte Italiens.

»Kann ich irgend etwas tun, Herr?« fragte Fritharik.

Padway schüttelte den Kopf.

Auch Junianus schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, daß die Katastrophe den Geist unseres Martinus angegriffen hat.«

Fritharik schnaubte wütend. »Das zeigt nur, daß du ihn nicht kennst. Er ist immer so, wenn er etwas Neues plant. Warte nur. Es wird ihm schon noch irgendein raffinierter Plan einfallen, um die Griechen zu besiegen.«

Junianus steckte den Kopf durch die Tür.

»Neue Nachrichten, Herr.«

»Was denn?«

»Der Blutige Johannes ist auf dem Weg nach Salerno. Die Leute dort empfangen ihn mit offenen Armen. Belisarius berichtet dagegen, daß er eine große Streitmacht von Franken besiegt hat.«

»Komm her, Junianus. Du bist doch ein Mann aus Lucanien, nicht wahr?«

»Ja, Herr.«

»Du warst Sklave, nicht?«

»Nun, Herr, es ist so.« Der junge Mann machte plötzlich einen verängstigten Eindruck.

»Keine Sorge; ich würde um nichts in der Welt zugeben, daß man dich wieder auf das Gut deines Herrn zurückschleppt.«

»Nun – ja, Herr.«

»Wenn in diesen Nachrichten von den ›Leuten‹ die Rede ist, die die Kaiserlichen mit offenen Armen empfangen, dann bedeutet das doch die Grundbesitzer, oder?«

»Ja, Herr. Den Sklaven ist es egal, wer sie beherrscht. Griechen, Italer oder Goten – was macht das für einen Unterschied?«

»Wenn man den Sklaven die Höfe ihrer Herrn als freien Besitz anbieten würde – ohne daß sie an Grundbesitzer abgabepflichtig sind – meinst du, sie würden dafür kämpfen?«

»Oh!« machte Junianus. »Ich glaube schon. Ja. Es ist nur eine höchst ungewöhnliche Idee, wenn ich das sagen darf.«

»Das habe ich mir gedacht«, erwiderte Padway. »Da sind ein paar Nachrichten, die du aussenden sollst. Es handelt sich erstens um ein Edikt, das ich im Namen von Urias erlasse und womit die Sklaven von Bruttium, Lucanien, Kalabrien, Apulien, Campania und Samnium freigelassen werden, und zweitens um einen Befehl an General Belisarius, der in der Provence einen Teil seiner Streitmacht zurücklassen und mit seiner Hauptstreitmacht sofort nach

Süden zurückmarschieren soll.«

Man schrieb den Monat Mai des Jahres 537, als Padway Benevento mit seiner Armee betrat. Seine Streitmacht war zusehends gewachsen, da sich ihr die Reste der nach Norden verschlagenen Uriasarmee angeschlossen hatten.

Anstatt geradewegs auf das Tyrrhenische Meer oder die Westküste bei Neapel zuzumarschieren, war Padway quer durch Italien zur Adria gezogen und dort in Teate auf die Küste gestoßen. Dann war er landeinwärts nach Lucera und Benevento marschiert. Er stimmte seinen Zeitplan so ab, daß er Benevento erreichte, nachdem Johannes Salerno auf der anderen Seite der Halbinsel eingenommen, einen Teil seiner Streitmacht in Neapel gelassen und mit dem Rest auf der Latiner-Straße den Marsch auf Rom begonnen hatte.

Padway hoffte, in der Gegend von Capua, Johannes in den Rücken fallen zu können, während Belisarius, wenn er seinen Befehl rechtzeitig erhielt, direkt von Rom kommend die Kaiserlichen von vorn angreifen würde.

Irgendwo zwischen Padway und der Adria befand sich Gudareths mit einem Wagenzug voll Piken und Flugblättern, auf der Padways Freilassungsproklamation verkündet wurde. Die Piken waren aus Speichern und Kellern geholt und teilweise aus alten Arsenalen requiriert worden. Die gotischen Waffenlager in Pavia, Verona und anderen Städten des

Nordens waren zu weit entfernt gewesen, um rechtzeitig eingesetzt zu werden.

Die Nachricht von der Sklavenbefreiung hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Die Leibeigenen hatten sich in ganz Süditalien erhoben. Aber sie schienen viel mehr daran interessiert, die Villen ihrer Herren zu plündern und niederzubrennen als daran, sich den Streitkräften anzuschließen.

Einige von ihnen waren aber zum Heer gestoßen; das bedeutete ein paar tausend Mann. Als Padway an seinen Leuten vorbeiritt und dieses wirre Durcheinander musterte, das über die ganze Straße schwärmte wie Fliegen um ein Aas, fragte er sich, wieviel Nutzen sie wohl bringen würden.

In Benevento lagen sie einen Tag. Padway erfuhr, daß der Blutige Johannes auf seinem Weg nach Norden die Straßenkreuzung in Calatia überschritten hatte. Von Belisarius lagen keine Nachrichten vor. Padway konnte also nur hoffen, hinhaltenden Widerstand zu leisten und Johannes in Süditalien zu binden, bis weitere Streitkräfte eintrafen.

Padway ließ seine Infanterie in Benevento zurück und ritt mit der Kavallerie nach Calatia. Inzwischen war seine Streitmacht an berittenen Bogenschützen beträchtlich angewachsen. Sie waren nicht so gut wie die kaiserlichen Kürassiere, aber es würde eben gehen müssen.

Als sie sich Calatia näherten, wo die Trajans-

Straße quer durch Italien sich mit der Latiner-Straße von Salerno nach Rom kreuzte, berichteten die Späher, daß die Nachhut von Johannes Armee die Stadt soeben verlassen hatte. Padway erteilte blitzschnell seine Anweisungen. Ein Geschwader Lanzentruppen trat vor, und eine Gruppe berittener Bogenschützen folgte ihnen. Sie verschwanden in der Ferne. Padway ritt auf die Spitze einer kleinen Anhöhe, um die Männer zu beobachten.

Geschrei und Waffenklirren war aus der Ferne zu hören. Padway ging unruhig auf und ab. Sein Teleskop half ihm hier nichts, denn er konnte auch damit nicht um die Ecke sehen. Der Lärm hörte nicht auf. Schwache Rauchsäulen stiegen in den Himmel. Gut, das bedeutete, daß seine Leute die Proviantwagen des Gegners in Brand gesteckt hatten. Seine große Sorge war gewesen, daß sie trotz seiner Befehle darauf bestehen würden, sie zu plündern.

Die Zeit verging, und die Männer schwitzten unter ihren Kettenhemden. Dann tauchte die Vorhut wieder auf. Die Männer grinsten.

Ihr Anführer ritt auf Padway zu.

»Hat ausgezeichnet geklappt!« schrie er. »Wir haben die Wachtposten verjagt und die Wagen in Brand gesteckt. Dann griffen sie uns an. Wir verhielten uns genau nach Befehl. Die Feinde wiederholten ihren Angriff zweimal. Dann kam Johannes selbst mit seiner ganzen Armee. Also flohen wir. Sie kommen jetzt gleich nach.«

»Schön«, lobte Padway. »Ihr kennt eure Befehle. Wartet am Trifatapaß auf uns.«

Dann wartete Padway. Aber nicht lange. Eine Gruppe kaiserlicher Kürassiere erschien im gestreckten Galopp. Sie wirkten sehr imposant mit ihren weiten Umhängen und den Federbüschen auf ihren Offiziershelmen. Und jetzt eröffneten die Goten das Feuer. Das Sirren der Bogensehnen und das Pfeifen der Pfeile mischte sich in das Klappern der Hufe. Das Pferd des byzantinischen Anführers, ein herrliches weißes Tier, bäumte sich auf und wurde von einem zweiten Pferd, das nach hinten dagegenstieß, umgeworfen. Die ganze kaiserliche Streitmacht brach in einem einzigen Durcheinander von trampelnden Pferden und schutzsuchenden Männern zusammen.

Padway blickte auf den Anführer seiner Lanzen-truppe und gab mit der Hand ein Zeichen. Er deutete auf die Kaiserlichen. Die Reihe der Bogenschützen öffnete sich, und die gotischen Ritter stürmten hindurch. Die Kürassiere leisteten verzweifelt Widerstand, mußten sich aber dennoch zurückziehen.

Ein Pfeil flog unangenehm dicht an Padway vorbei. Das zischende Geräusch ließ Padway unwillkürlich zusammenzucken. Er jagte seinen Goten nach, zog ihren Anführer gewaltsam aus dem Getümmel und schrie ihm ins Ohr, daß es jetzt Zeit zum Rückzug sei.

Aber der Mann schrie zurück:

»Ni! Nist! Guter Kampf!« und riß sich los, um sich erneut in das Getümmel zu stürzen.

Aber seine Leute waren offenbar klüger als er oder hatten einen größeren Respekt vor der gesammelten Streitmacht des Johannes, die sie in der Nähe wußten. Ein paar Sekunden später galoppierten alle, mit Ausnahme einiger weniger, die von Kaiserlichen eingeschlossen waren, auf die Straße zurück.

Padway erblickte einen barköpfigen Mann zu Fuß, dessen prunkvoller Panzer ihm auffiel. Padway ritt auf ihn zu. Der Mann wollte fliehen. Padway wollte sein Schwert schwingen, als er bemerkte, daß er gar keines hatte. Er erinnerte sich nicht, es verloren zu haben, aber das spielte jetzt keine Rolle mehr. Er packte den Kaiserlichen und übergab dann seinen Gefangenen einem Goten. Der Gote warf sich den Offizier quer über den Sattel.

Bis zum Paß waren es neun Meilen, die hauptsächlich bergauf führten. Padway hoffte, daß er nie wieder einen solchen Ritt würde zu bestehen haben. Als sie in Sichtweite des Passes waren, waren die Pferde sowohl der Verfolger als auch der Verfolgten so ausgepumpt, daß sie sich nur noch im Schrittempo bewegen konnten. Einige Männer waren sogar abgestiegen, um ihre Pferde zu führen. Als die gotische Streitmacht schließlich den Paß erreicht hatte, stand die Sonne schon tief am Himmel. Sie hatten wenige Männer verloren, aber ein wirklich kampfkraftiger Verfolger hätte sie jetzt spielend besiegen können.

Zum Glück waren die Kaiserlichen ebenso müde. Trotzdem gaben sie die Verfolgung nicht auf.

Padway sah sich um und stellte mit Genugtuung fest, daß die Gruppe, die er vorausgeschickt hatte, ihre Stellung eingenommen hatte. Das waren Männer, die keine Müdigkeit zu spüren schienen. Die Gruppe, die die Planwagen verbrannt hatte, hatte sich hinter ihnen aufgebaut, und noch weiter oben lagen jene am Boden, die gerade noch geflohen waren.

Die Kaiserlichen gaben nicht auf. Padway sah, wie sich einige Byzantiner vorsichtig und etwas unruhig nach den Hügeln umsahen. Aber der Blutige Johannes wollte offenbar immer noch nicht zugeben, daß sein Gegner einen intelligenten Feldzug führte. Die kaiserliche Streitmacht galoppierte durch die engste Stelle des Passes.

Und dann brach ein dröhnender Donner los, als Steinbrocken und Baumstämme die Abhänge herunterstürzten. Pferde wieherten schrill. Padway lenkte eine Schwadron Lanzenreiter zum Angriff.

Es war nur Platz für sechs Pferde nebeneinander. Die Steine und Baumstämme hatten den Kaiserlichen nicht viel Schaden zugefügt, wenn man davon absah, daß sie ein unüberwindbares Hindernis bildeten, das wohl oder übel die Streitmacht der Kaiserlichen in zwei Gruppen teilte. Und jetzt stürzten sich die gotischen Ritter auf die Hälfte, die das Hindernis bereits passiert hatte. Die Kürassiere, die

hier keinerlei Bewegungsfreiheit hatten und auch die Bogen nicht einsetzen konnten, wurden von ihren schwerer bewaffneten Gegnern zurückgedrängt. Der Kampf endete, als die noch überlebenden Kaiserlichen von den Pferden sprangen und zu Fuß ihr Heil in der Flucht suchten.

Inzwischen wäre es sogar einem wesentlich unfähigeren General, als der Blutige Johannes es war, klar geworden, daß auf diesem engen Raum Pferde etwa ebenso nützlich waren wie grüne Papageien. Die Tatsache, daß die Kaiserlichen ihre Hälfte des Passes ebenso fest in der Hand hatten wie Padway die seine, machte nicht viel aus, denn die Kaiserlichen wollten durch den Paß marschieren und Padway nicht. Johannes ließ einige Lombarden und Gepiden absteigen und schickte sie zu Fuß voraus. Padway hatte inzwischen ein paar abgestiegene Lanzentruppen hinter der Barriere postiert. Die Bogenschützen bezogen etwas hügelaufwärts Stellung, um über die Köpfe der Ritter hinweg schießen zu können.

Die Lombarden und Gepiden trotteten langsam heran. Sie waren mit Kettenhemden bekleidet, machten aber trotzdem einen eigenartigen Eindruck, wenn man ihre glattrasierten Hinterköpfe und das zu beiden Seiten ihrer Gesichter in langen, butterbeschmierten Zöpfen herunterhängende Haar sah. Sie trugen Schwerter, einige von ihnen hatten auch riesige Streitäxte. Als sie näher kamen, riefen sie den

Goten Beleidigungen zu, die diese sehr wohl verstanden und zurückriefen.

Die Angreifer arbeiteten sich über die Barriere hinweg und hackten auf die Speere ein, die zu dicht beieinander waren, als daß man zwischen ihnen hätte hindurchschlüpfen können. Von hinten drängten die Angreifer nach und drückten daher die vorderen auf die Speere zu. Im nächsten Augenblick war die Front ein unentwirrbares Durcheinander von knurrenden, brüllenden Männern, die zu dicht beieinander standen, um ihre Waffen einsetzen zu können.

Die Bogenschützen schossen und schossen. Pfeile prallten von Helmen ab und blieben zitternd in den großen Holzschilden stecken. Männer, die getroffen waren, konnten weder fallen noch sich zurückziehen.

Als die Sonne unterging, zog sich die Armee des Blutigen Johannes ins Tal hinunter zurück, um dort ihre Zelte aufzuschlagen. Padways Goten taten das gleiche. Der Geruch der Lagerfeuer erfüllte das Tal.

Padway, der seinen Gegner nicht unterschätzte, stellte zahlreiche Posten auf. Er hatte damit auch recht, denn eine Stunde vor der Morgendämmerung sickerte die Meldung zu ihm durch, daß der Blutige Johannes zwei Gruppen anatolischer Bogenschützen zu Fuß zu beiden Seiten der Goten über die Berge schickte. Padway erkannte, daß seine Position bald unhaltbar sein würde. So jagte er seine murrenden

Goten aus den Decken und marschierte auf Benevento zu.

Als die Sonne am Himmel stand und er seine Leute sehen konnte, begann er sich ernsthafte Sorgen um ihre Moral zu machen. Sie murrten und machten einen völlig entmutigten Eindruck. Sie hatten keinen Sinn für strategische Rückzüge. Padway fragte sich, wie lange es noch dauern würde, bis sie wirklich anfangen würden, davonzulaufen.

Bei Benevento gab es nur eine Brücke über den Sabato, einen ziemlich reißenden Fluß. Padway glaubte, diese Brücke eine Zeitlang halten zu können, so daß Johannes dann gezwungen sein würde, ihn anzugreifen, weil der kaiserliche General seinen Proviant verloren hatte und die Bauern ihm feindlich gesinnt waren.

Als sie aus der Ebene herauskamen, erwartete Padway eine furchtbare Überraschung. Ein Schwarm seiner Bauernrekruten überquerte die Brücke und kam ihm entgegen. Ein paar Tausend waren bereits auf der anderen Seite des Flusses. Er mußte seine eigene Streitmacht schnell über die Brücke bringen, und er wußte, was geschehen würde, wenn dieser Engpaß von Truppen verstopft wurde.

Gudareths ritt auf ihn zu.

»Ich habe getan, wie mir befohlen war!« schrie er.
»Ich habe versucht, sie aufzuhalten. Aber die bilden sich ein, allein mit den Griechen fertig zu werden, und jetzt sind sie nicht mehr zu halten. Ich habe ja

gleich gesagt, daß sie nichts taugen!«

Padway sah sich um. Die Kaiserlichen waren jetzt schon deutlich zu sehen und begannen auszu-schwärmen. Das sah wie das Ende seiner Karriere im 6. Jahrhundert aus.

Die italischen Sklaven hatten inzwischen gesehen, wie die gotische Kavallerie herangaloppierte, dicht gefolgt von den Kaiserlichen. Für ihre Begriffe war es klar, daß die Schlacht verloren war. Und plötzlich sah man, daß sie ihre Richtung änderten. Bald war die Straße voll von flüchtenden Männern. Jene, die die Brücke überschritten hatten, machten kehrt und verstopften sie.

Padway rief Gudareths mit sich überschlagender Stimme zu:

»Zurück über den Fluß! Schickt Berittene auf die Straßen, um die Flüchtlinge aufzuhalten. Ich versuche, die Griechen hier aufzuhalten.«

Er ließ den Großteil seiner Truppen vom Pferd steigen. Dann stellte er die jetzt zu Fuß kämpfenden Lanzenreiter in Sechserreihen im Halbkreis um den Brückenkopf auf. Am Flußufer entlang postierte er seine Bogenschützen und dahinter den Rest der Lanzenreiter zu Pferde. Vielleicht gelang es ihm damit, den Blutigen Johannes aufzuhalten. Die Kaiserlichen standen vielleicht zehn Minuten. Dann galoppierte eine Schwadron Lombarden und Gepiden geradewegs auf die Reihen der Verteidiger zu.

Immer näher rückten die Kaiserlichen heran.

Man konnte sich einfach nicht vorstellen, daß diesem Ansturm irgend etwas Widerstand leisten sollte. Und dann pfffen die Bogensehnen. Hier bäumte sich ein Pferd auf, da fiel ein Mann zu Boden. Der Angriff wurde langsamer. Aber immer näher rückte der Feind. Und dann hatte er die Speerreihe erreicht. Padway sah die zusammengepreßten Lippen und weißen Gesichter seiner Speerträger. Wenn sie standhielten – ja, sie hielten stand. Die Pferde der Kaiserlichen bäumten sich auf, wieherten, als die Lanzen sie stachen. Einige von ihnen hielten so plötzlich an, daß ihre Reiter aus dem Sattel geschleudert wurden. Und dann stürmte die ganze Masse nach rechts und links davon, zurück zur Hauptstreitmacht der Griechen.

Padway atmete auf. Er hatte beinahe eine Minute den Atem angehalten. Immer wieder hatte er seinen Männern eingehämmert, daß keine Kavallerie der Welt eine Speerreihe durchbrechen konnte, aber er hatte es selbst nicht geglaubt – nicht bis zu diesem Augenblick.

Wenn Johannes ihn jetzt eine Weile in Frieden ließ, konnte er sich ganz der schwierigen Operation widmen, seine gesamte Streitmacht über die Brücke zu befördern, ohne dabei die Leute in Gefahr zu bringen.

Aber Johannes lag dieser Gedanke fern. Zwei weitere Schwadronen galoppierten auf die gotische Kavallerie zu.

Padway sah nicht genau, was geschah. Die Köpfe seiner Soldaten und der Staub hinderten ihn daran. Aber dem Lärm nach vermutete er, daß seine Leute zurückgetrieben wurden. Dann galoppierten ein paar Kürassiere auf die Bogenschützen zu und zwangen sie, die Stellung am Ufer aufzugeben. Die Kürassiere spannten ihre Bogen, und ein paar Sekunden flogen Pfeile nach beiden Seiten. Aber die Goten konnten nicht standhalten. Einer nach dem anderen warfen sie sich in den Fluß und schwammen zum anderen Ufer.

Padway fühlte sich erschöpft.

Unmittelbar vor ihm kam jetzt seine Schlachtreihe in Unordnung. Wo er gerade noch die Rücken seiner Goten gesehen hatte, tauchten jetzt die braunen Gesichter der Bauern auf. Sie hatten ihre Piken fallen lassen und drängten sich durch die Reihen der gepanzerten Goten. Sie trampelten einfach über Padway hinweg. Er schlug wie wild um sich und fragte sich verzweifelt, wann den nackten Füßen der Italer die Hufe feindlicher Kavallerie folgen würden. Das italisch-gotische Königreich war besiegt, und all seine Arbeit war umsonst gewesen!

Dann hörte der Druck auf, und Padway konnte sich in die Höhe rappeln. Alles blickte verwirrt nach vorn. Die schwere kaiserliche Kavallerie war nicht zu entdecken. Der Staub war so dick, daß man überhaupt nichts sehen konnte.

»Was ist geschehen?« schrie Padway. Niemand antwortete ihm. Nichts war zu sehen, nur Staub, Staub und nochmals Staub. Ein paar reiterlose Pferde stampften vorbei. Dann tauchte ein Mann auf. Er lief. Als er auf die Speerreihe zukam, sah Padway, daß er ein Lombarde war. Während Padway sich noch fragte, ob es sich um einen Verrückten handelte, der mit bloßen Händen die Armee angreifen wollte schrie der Mann:

»Armaio! Gnade!«

Die Goten sahen einander verblüfft an.

Jetzt tauchte ein kaiserlicher Kürassier mit einem großen Federbusch am Helm auf und schrie auf lateinisch: »Amicus!«

Nun sah man ganze Kompanien von Kaiserlichen, Germanen, Slaven, Hunnen und Anatoliern, die wirt durcheinander schrien:

»Gnade, Freund, Armaio.«

Ein halbes Dutzend Sprachen hallte durcheinander.

Ein Schwarm Reiter mit einer gotischen Standarte in der Mitte, ritt zwischen den Kaiserlichen hindurch. Padway erkannte eine hochgewachsene braunbärtige Gestalt in ihrer Mitte und krächzte:

»Belisarius!«

Der Thraker ritt auf ihn zu, beugte sich herunter und schüttelte ihm die Hand.

»Martinus! Ich habe Euch mit all dem Staub im Gesicht nicht erkannt. Ich hatte schon Angst, ich sei

zu spät gekommen. Wir sind seit der Morgendämmerung geritten. Wir haben sie von hinten angegriffen. Mehr brauchten wir nicht zu tun. Wir haben Johannes den Blutigen gefangen, und Euer König Urias ist in Sicherheit. Was sollen wir mit diesen Gefangenen tun? Es sind mindestens zwanzig- oder dreißigtausend.«

Padway war noch etwas unsicher auf den Beinen.

»Oh, treibt sie zusammen, und steckt sie in ein Lager. Mir ist das egal. Ich will jetzt schlafen, nichts als schlafen.«

»Ja, ich verstehe«, sagte Urias, wieder in Rom. »Kein Mensch kämpft für eine Regierung, an der er keinen Anteil hat. Aber glaubt Ihr wirklich, daß wir all diese Grundbesitzer entschädigen können, deren Sklaven Ihr die Freiheit geben wollt?«

»Es wird schon irgendwie gehen«, meinte Padway.

»Es wird sich über Jahre hinziehen. Und diese neue Sklavensteuer wird mithelfen.« Padway erklärte nicht, daß er durch stufenweise Erhöhung dieser Sklavensteuer im Laufe der Zeit die Sklaverei abschaffen wollte. Eine solche Idee würde selbst für Urias im Augenblick zu radikal klingen.

Urias fuhr fort: »Die Einschränkung der königlichen Macht in dieser neuen Verfassung, die Ihr plant, stört mich nicht. Ich bin Soldat, und ich bin

zufrieden, wenn andere die Regierungsgeschäfte führen, aber ich weiß nicht, was der Königliche Rat sagen wird.«

»Der wird einverstanden sein. Er frißt mir ja jetzt schon praktisch aus der Hand. Ich habe ihm bewiesen, daß wir ohne den Telegraphen diesen Krieg nie gewonnen hätten.«

»Und was ist sonst noch zu tun?«

»Wir müssen den Frankenkönigen schreiben und ihnen höflich erklären, daß es nicht unsere Schuld ist, wenn die Burgunder unsere Herrschaft der ihnen vorziehen. Außerdem müssen wir mit dem König der Westgoten einen Vertrag schließen, damit er uns erlaubt, unsere Schiffe in Lissabon für die Fahrt zu den Ländern jenseits des Atlantiks auszurüsten. Er hat übrigens Euch zu seinem Nachfolger ernannt. Wenn er also stirbt, werden die Ost- oder Westgoten wieder vereint sein. Dabei fällt mir ein, ich muß nach Neapel reisen. Der Schiffsbauer dort meint, er hätte noch nie einen so verrückten Plan gesehen wie den meinen, aber so bauen wir in Amerika die Schiffe. Procopius wird mit mir kommen, um mit mir über seine Pläne für die neue Universität zu sprechen.«

»Weshalb drängt es Euch so zu dieser Atlantik-Expedition, Martinus?«

»Ich will es Euch sagen. Wir waren in meinem Land daran gewöhnt, den Rauch eines Krautes, das wir Tabak nennen, zu saugen. Das ist ein harmloses,

kleines Laster, wenn man es nicht übertreibt. Und ich habe mich, seit ich hier bin, nach Tabak gesehnt, und das Land jenseits des Atlantiks ist das einzige, wo diese Pflanze wächst.«

Urias lachte dröhnend. »Ich muß jetzt gehen. Ich möchte gern den Entwurf Eures Briefes an Justinian sehen, ehe Ihr ihn absendet.«

»Okay, wie wir in Amerika sagen.«

Und dann schrieb Padway:

»Urias, König der Goten und Italer, an Seine Majestät, Flavius, Amicius Justinianus, Kaiser der Römer, Grüße.

Jetzt, da die Armee Eurer Hoheit, die Ihr unter Johannes, bekannt unter dem Namen Blutiger Johannes, nach Italien schicktet, unsere Versöhnung nicht mehr behindert, nehmen wir das Gespräch über die ehrenvolle Beendigung des grausamen und nutzlosen Krieges zwischen uns wieder auf.

Die Bedingungen unseres letzten Briefes gelten noch, mit einer Ausnahme: Die Kriegsentschädigung von einhunderttausend Solidi in Gold wird hiermit verdoppelt, um unsere Bürger für die Verwüstung zu entschädigen, die die Invasion des Blutigen Johannes verursacht hat.

Bleibt noch die Frage nach General Johannes. Wir schlagen vor, besagten Johannes gegen Bezahlung eines bescheidenen Lösegeldes von fünfzigtausend Solidi zu entlassen.

Wir raten Eurer Majestät ernsthaft, auf unsere Vorschläge einzugehen. Wie Eure Majestät wissen, wird das Königreich Persien von König Khusrau beherrscht, einem jungen Mann von großem Talent. Wir haben Grund zu der Annahme, daß Khusrau bald in Syrien einfallen wird. Ihr werdet dann die tüchtigsten Generäle brauchen, die Ihr finden könnt.

Unsere Fähigkeit, in der Zukunft zu lesen, verrät uns weiter, daß in etwa dreißig Jahren in Arabien ein Mann namens Mohammed geboren werden wird, der eine ketzerische Religion lehren und, wenn man ihn nicht daran hindert, einen Eroberungsfeldzug beginnen wird, der sowohl das Persische Königreich als auch das Oströmische Reich überrollen wird. Wir halten es daher für wünschenswert, die arabische Halbinsel zu besetzen, um das Übel an der Wurzel auszutilgen.

Bitte, betrachtet diese Warnung als Zeichen unserer Freundschaft. Wir erwarten Euer Majestät Antwort.

Martinus Paduei, Quästor.«

Padway lehnte sich zurück und sah den Brief an. Es gab noch andere Dinge zu erledigen: die Drohung einer Invasion in Noricum seitens der Bajuwaren und das Angebot des Avaren-Khans, die bulgarischen Hunnen zu vernichten. Er würde dieses Angebot höflich ablehnen. Die Avaren würden als Nachbarn nicht angenehmer als die Bulgaren sein.

Seine Arbeit war noch nicht getan. Das würde

sie nie sein – wenn nicht Krankheit oder das Alter oder der Dolch eines Feindes seinem Leben ein Ende machte. Es gab soviel zu tun, und er hatte nur so wenige Jahrzehnte Zeit, es zu tun; Kompass, Dampfmaschinen, Mikroskope und vielleicht sogar die Verkündung der Charta, der allgemeinen Menschenrechte.

Er hatte eineinhalb Jahre verstanden, sich über Wasser zu halten, und sich da ein wenig Macht erworben und dort einen möglichen Feind besänftigt. Vielleicht brachte er es fertig, auf diesem Kurs noch ein paar weitere Jahre zu segeln.

Und wenn nicht – wenn die Leute einmal die Neuerungen des geheimnisvollen Martinus satt hatten – nun, dann gab es ein Semaphore-Telegraphensystem, das ganz Italien überspannte und das eines Tages vielleicht von einem echten elektrischen Telegraphen ersetzt werden würde, wenn er Zeit für die nötigen Experimente fand. Ein Briefpostsystem würde bald eingerichtet werden. Pressen in Florenz und Rom und Neapel verbreiteten Bücher, Schriften und Zeitungen. Ganz gleich, was ihm zustoßen würde, diese Dinge würden weitergehen. Sie waren zu gut verwurzelt, um noch einmal zu verschwinden.

Die Geschichte war ohne Zweifel geändert worden. Die Finsternis des Mittelalters würde nicht hereinbrechen.



Dieses e-book darf nicht zum Verkauf angeboten werden.
Keine Verteilung auf Sites mit extremistischen Inhalten.